

P. o. germ

615

p

о. деши. 615 р

A 11

<36620695640011

<36620695640011

Bayer. Staatsbibliothek

O. germ.
615 p

P.O. germ. 615 f

WIDERSPRÜCHE

IN

LACHMANN'S KRITIK

DER

NIBELUNGE

NACHGEWIESEN VON

JOSEPH GOTTFRIED HERRMANN



WIEN 1855

IN COMMISSION BEI FRANZ LEO

A

WIDERSPRÜCHE

IN

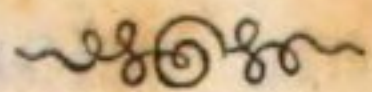
LACHMANN'S KRITIK

DER

NIBELUNGE

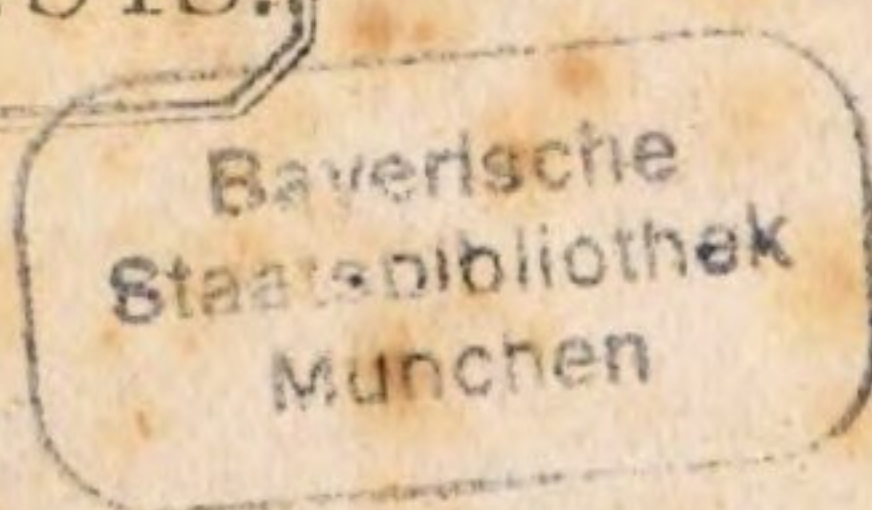
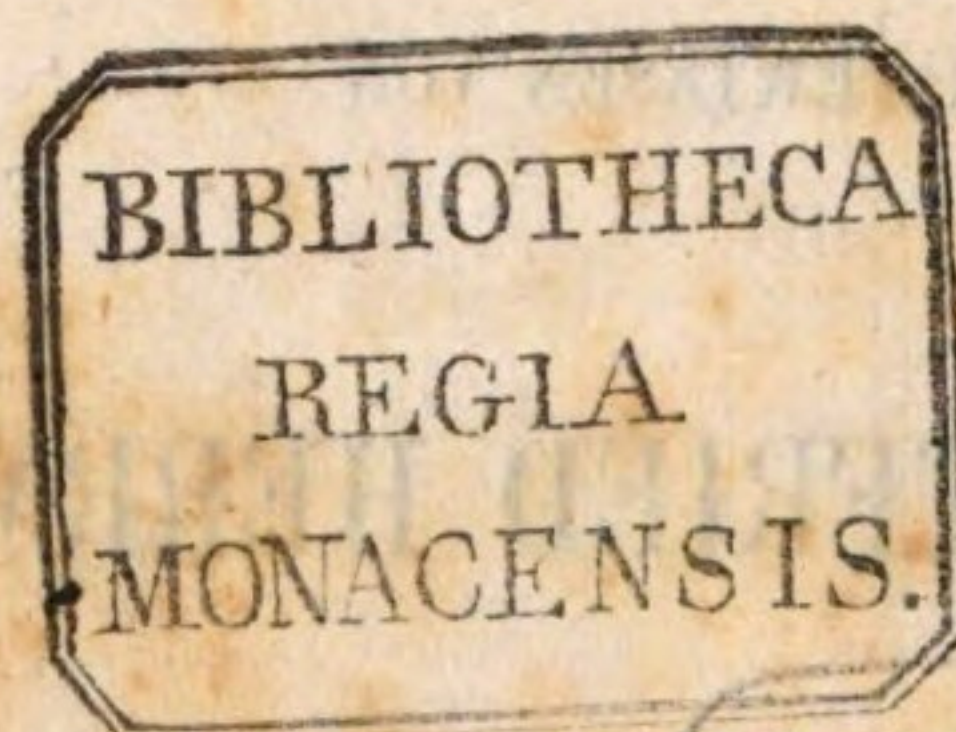
NACHGEWIESEN VON

JOSEPH GOTTFRIED HERRMANN



WIEN 1855

IN COMMISSION BEI FRANZ LEO



Vorwort.

Es bezeichnet den gegenwärtigen stand der Nibelungenfrage deutlich genug, dass von den vertrettern der bisherigen ansicht, sehr achtbaren und in der wissenschaft hochgeschätzten männern, jede neue erscheinung, die sich der bisherigen forschung nicht anschliesst, sofort mit verdammungsurtheilen empfangen wird. Gleiches schicksal erwartet mein schriftchen: von gewisser seite ist mir, bevor noch ein buchstabe daraus bekannt war, mit erschrecklicher zuversicht prophezeit worden, dass ich mich wie jeder, der einen schritt weiter als *Lachmann* gewagt, nothwendig verbrennen müsse. — Von dorthier wird also eine würdigung meines nachweises *Lachmann'scher* widersprüche nicht ausgehn; gutmüthiges gehn- und geltenlassen einiger wird die sache consequent ignorieren; geharnischtes phrasenthum anderer den stab brechen; darein muss man sich indess fügen. Nur eins ist zu bedauern: ich bin leider durch manigfache umstände gedrängt, das, was sich sonst von selbst versteht, hier aufs entschiedenste erklären zu müssen, dass ich gegen keine persönlichkei ankämpfen, gegen niemand revoltieren will; die pflicht der ehrerbietung und dankbarkeit gegen alle, denen ich durch wort oder schrift vermittelte belehrung verdanke, liegt mir mehr am herzen als manchem andern; verletzt wird sie nach meiner meinung

dadurch nicht, dass man selbstständig zu forschen unternimmt. Mir ist's um die sache zu thun; wenn diese jemand mit dem manne verwechselt, so ist das verkehrtheit oder böswilligkeit dessen, der so denkt. —

Allen, welche den fortschritt der wissenschaft nicht in tödtender stagnation erblicken, rufe ich zu: prüfet alles und das beste behaltet; habt ihr besseres gefunden, so werdet ihr es zu begründen verstehn und niemand wird lieber von euch lernen als ich; aber um wirkliche widerlegung meiner sätze muss ich bitten: schmähungen statt einer solchen hat bereits *Müllenhoff* gebracht. Mit der blanken waffe der wahrheit nicht mit dem messer der partei kann der kampf entschieden werden; denn „wahrheit ist gross ding, stark vor allem.“ — Wer nicht untersucht und im schweisse seines angesichtes nach dem besten getrachtet hat, der hat sich der berechtigung mitreden zu dürfen von selbst begeben. Man war bisher gewohnt, kritiken der Nibelunge nur gelten zu lassen, wenn sie von Norddeutschland kamen; gestatte man doch einmal einem Oesterreicher wenige worte über ein gedicht, das, wo es entstand, wol auch ziemlich verstanden wird.

Mit rücksicht hierauf möge der kleine versuch geprüft und beurtheilt werden.

Wien 5. juli 1855.

J. G. Herrmann.

I.

Aller werdekeit ein füegerinne,
daz sît ir zewâre, frowe Mâze.
er sælic man, der iuwer lêre hât!

Walther v. d. Vogelweide.

Man sollte glauben, dass nach *Lessing's* berühmtem ausspruche: „er wolle leicht mit dem ansehn des Aristoteles fertig werden, wenn er es auch mit seinen gründen vermöchte“ in der wissenschaft der autoritätsglaube, das hingeben des eigenen denkens an das eines andern für immer vernichtet worden sei. Dem ist jedoch nicht so: wir haben seitdem im vertrauen auf einen grossen namen gar manches für wahr gehalten, was wir kurze zeit darauf als falsch zurückweisen mussten; in recht auffallender weise ist in der geschichte der neuesten deutschen philologie die beachtung des *Lessing'schen* satzes vermisst worden. Speciell tritt in dem gegenwärtigen kampf um eine neu zu begründende ansicht über die lieder der Nibelunge die berühmte schule *K. Lachmann's* als diejenige auf, welche zum theil mit gutem rechte auf die worte des bewunderten meisters schwört, die sie denn auch mit allem ihr zu gebote stehenden aufwande von gelehrsamkeit und geistesschärfe zu verfechten bemüht ist. Folge dieses

verdienstlichen eifers ist es, dass sie wol bisweilen ihre gegner in nicht allzu glimpflicher art abfertigt.

Bereits hat sie durch herrn prof. *Müllenhoff* (zur geschichte der Nibelunge Not, besonderer abdruck aus dem Decemberhefte der allgemeinen monatschrift für wissenschaft und litteratur, Braunschweig C. A. Schwetschke und Sohn 1855) auf die untersuchungen über das Nibelungenlied von hofrath prof. *Holtzmann* (Stuttgart, Adolf Krabbe 1854) und damit auch zugleich auf prof. *Fried. Zarncke's* schrift: „Zur Nibelungenfrage“ (Leipzig 1854, verlag von S. Hirzel) in einem tone antworten lassen, der kaum geeignet sein dürfte, ein unbefangenes urtheil von ihr erwarten zu lassen. Der streit ist nun einmal factisch vorhanden; so lange noch zwei parteien unversöhnt einander gegenüber stehn, muss es jedem erlaubt sein, gründe zu gunsten der einen oder andern meinung auszusprechen. Darum sollte man sich vor allem die obigen verse *Walther* wol zu gemüthe nehmen, insbesondere noch desshalb, weil ein grosser theil des gebildeten publikums den verlauf der sache mit reger aufmerksamkeit verfolgt.

Streng genommen steht als resultat der bemühungen von seite der Berliner schule nur das fest, dass eben durch sie zuerst ein gewisses misstrauen gegen *Lachmann's* lehre und deren vertreter angeregt, dann aber — und das kann der wissenschaft nur zum heile gereichen — die forschung geradezu dahin zurückgeführt worden ist, wo sie begonnen. Man hat sich den fall als möglich gedacht, dass man viele jahre studieren und sich tief in den irrthum hinein studieren könne, wie es hinsichtlich der theorie der 20 lieder *Lachmann* wirklich begegnet sein soll. Man scheut sich eben desshalb nicht mehr, von der ansicht des man-

nes, so gross und würdig er dasteht, so viel wir ihm auf dem gebiete der philologie zu verdanken haben, in dieser frage gänzlich abzuweichen. Er hat sich sein verdienst mit ehren gegründet, wie kein zweiter es ihm bald gleich thun wird und darum braucht seine schule es nicht ängstlich zu bewachen; sie möge nur auf der hut sein, den eigenen ruhm nicht voreilig durch unkluges absprechen zu verderben.

Lachmann's ansicht war und blieb nichts als eine geistvolle aus vielen gründen ganz berechtigte hypothese und wurde seither von allen nüchternen forschern, die ausserhalb seiner schule standen, für nichts weiter angesehen *). Vom jahre 1816 angefangen, in welchem er mit seiner annahme auftrat, bis auf den heutigen tag hat es an widerspruch gegen dieselbe nicht gefehlt; bis zum tode des begründers mochte theils die pietät gegen den ausgezeichneten mann, theils die schwierigkeit des unternehmens, das langsam reifen musste, ein energisches auftreten gegen die mit strenger consequenz durchgeführte, sofort allgemein geläufige auffassung hindern. Der bedeutendste versuch, in einer andern weise als in der gangbaren die entstehung der Nibelunge zu entwickeln, der noch bei lebzeiten *Lachmann's* erschien, hat herrn *Wilhelm Müller* zum verfasser (Göttingen 1845). Ausserdem ist die frage noch oft und verschieden genug behandelt worden, so dass *Müllenhoff* p. 5 mit recht sagt: „es liegen hiefür schon die anfänge einer litteratur

*) Dass indess selbst *Müllenhoff* sie für ein grosses räthsel hält, geht aus der stelle seiner schrift p. 67 hervor, in der es wörtlich heisst, „dass herrn *Holtzmann's* ansicht, wenn diese wahr wäre, nur ein um so grösseres räthsel darböte.“ Schade dass für die behauptung keine gründe beigebracht wurden! —

vor.“ An widerlegungen der neu aufgetauchten erklärungen liess man es nicht fehlen; allein, da sie doch alle nicht ganz befriedigten, so siegte der immer rege trieb nach erforschung der reinen wahrheit: die potenzierung der hypothese zur vollen unläugbaren gewissheit und die umsetzung dieser in alle zweige der deutschen philologie und litteraturgeschichte schien vollendet, als mit einem male zwei gewichtige stimmen sich dagegen erhoben; es trat *Holtzmann* mit seiner oben citierten schrift: *untersuchungen* etc. im Februar 1854 auf und schon wenige tage darnach am 18. Februar erklärte prof. *Zarncke*, *Lachmann's* schüler, im litterarischen centralblatte die ausgabe seines lehrers für ungenügend. Es ist ein sehr beachtenswerther umstand, dass beide forscher ganz unabhängig von einander zu demselben, wenn auch vorerst grösstentheils negativen resultate gelangt waren: die *Lachmann'sche* lehre sei unhaltbar. Nun entbrannte der streit und ward von den trägern der herrschenden ansicht mit gründlichkeit und nachdruck aber nicht ohne sichtliche erbitterung geführt. Vergl. *Müllenhoff*: p. 6 zur geschichte etc. *Holtzmann* im ersten theile seiner untersuchung beistimmend war *Zarncke's* ruhig und klar abgefasste schrift erschienen, die ich bereits oben genannt habe. Das war allerdings ein zeichen, dass man die sache nicht leicht nehmen dürfe: ein jünger war von seinem meister abgefallen, der nachfolger *M. Haupt's* auf dem lehrstuhle der deutschen philologie an der universität zu Leipzig hatte den bruch mit dem bisherigen ergebnisse proclamirt und bewaise zu gunsten der neuen theorie aufgestellt. —

Auf die eigentliche widerlegung liess die schule indess ziemlich lange warten; nur prof. *M. Haupt* gab über *Holtzmann's* schrift gelegentlich sein urtheil bis

auf weiteres in folgenden kurzen worten ab: „Quæ de insigni theodiscæ poësis monumento (Nibelunge) *C. Lachmannus* verissima ac stabili ratione exposuit, ea nuper homo quidam illarum rerum cognitione leviter tinctus sed perдите sagax, difficilibus nugis et pæne deliramentis confutasse et sibi et aliis nonnullis ad judicandum quam ad intellegendum promptioribus visus est.“

Hieraus liess sich entnehmen, wie scharf mit den urhebern der neuerung verfahren werden sollte. Die lieferung des gegenbeweises ward herrn prof. *Müllenhoff* übertragen, der sein amt mit der bekannten sachenkenntniss und ganz im sinne derer verwaltete, die ihn damit betraut. Noch in demselben monate, in welchem *Müllenhoff* seine schrift vom stappel gelassen hatte, kam die erwidernng des prof. *Holtzmann* heraus: „Kampf um der Nibelunge hort gegen *Lachmann's* nachtreter.“ Von Dr. *Adolf Holtzmann*. Stuttgart 1855. Verlag von A. Krabbe. Eine im tone weniger heftige arbeit, als die *Müllenhoff'sche* ist, liegt vom *Max Rieger* aus Giessen vor (zur kritik der Nibelunge von *M. R.* Giessen 1855), der am ende derselben wol zugibt, „dass *Lachmann* den werth der übrigen hss. gegen A unterschätzt habe“, aber dennoch dessen ansicht zu vertheidigen sucht. Da ich im verlaufe meiner abhandlung oft genug werde gelegenheit haben, auf sämtliche schriften zurückzukommen, so unterlasse ich es, hier in eine ausführliche besprechung derselben einzugehn. Nur das will ich schon jetzt bemerken, dass die neue behauptung bis heute keinen erheblichen schaden gelitten hat, so fest auch die alte immer noch steht. So weit ist nun der streit gediehn und wie man sieht, wird es ziemlich schwer werden, ihn zu schlichten; nur eine durchdringende, in allen theilen vollkommen überzeugende leistung von dieser

oder jener farbe kann den ausschlag geben. Dass man von partei und farbe reden muss, wenn ein gegenstand ernster wissenschaft verhandelt wird, ist jedesfalls bedauerlich; interessen welcher art immer müssen hier durchaus zurücktreten.

Ich will es zweifelhaft lassen, ob die männer der schule in der that durch solche beweggründe veranlasst seien, so eifrig das wort für ihre lehre zu führen, wie etwa diese, dass ihr ruhm, den sie sich in der gelehrtenwelt durch fleiss und mühe sauer erworben, durch das aufrichtige geständniss leiden würde, einen nicht fertig überkommenen gegenstand für ganz und gar abgemacht angesehen zu haben, dass man mit der beliebten methode, alles in lieder aufzulösen, nicht überall ausreiche; auch die freundschaftlichen bezie- hungen unter ihnen will ich nicht ausbeuten, die vielleicht ein gutes stück dazu beitragen, den einmal entbrannten krieg mit geschlossener phalanx fortzuführen — nur einen punkt bin ich genöthigt nachdrück- lich hervorzuheben, welcher weniger die verehrten anhänger *Lachmann's* als vielmehr das grosse publikum angeht: so manchen schrecken nämlich die consequen- zen, welche die neue ansicht im gefolge haben könnte, obschon bereits *Holtzmann* mit gutem rechte alle beden- ken aus diesem grunde als die forschung trübend zurückgewiesen hat. Aeussert sich doch *Max Rieger* im vorworte p. IV. über den letzten punkt in einem fast klagenden tone so: „gewinnt die neue ansicht vom texte das übergewicht, so werden die anhänger der alten mit schmerz auf die hoffnung verzichten, das gedicht je auf die dauer in die jugendbildung ein- geführt, zum geliebten geistigen eigenthume der kom- menden geschlechter gemacht zu sehn, weil sie von seinem über und über entstellten (?) texte eine wirkung

nicht erwarten können, die bisher auch der gereinigte nicht gethan hat.“ —

Als ob man die auflösung eines grossen ganzen in zwanzig stücke, wovon nicht jedes ein vollständig abgeschlossenes kleineres ganze darstellt, als weiss gott welches heil bringend für alle zeiten festhalten und das gegentheil davon von ganzem herzen bedauern müsste! Als ob das gedicht, auch wenn die neue ansicht zur geltung gelangt, in reiner und voller gestalt auf schulen nicht eben so gut wie bis jetzt gelesen werden könnte! Ich meinerseits habe mich zu überzeugen gelegenheit gehabt, dass die jugend fern von kritik weit lieber zum ungetheilten gedichte „mit haut und haaren“ als zur *Hahn'schen* ausgabe der 20 *Lachmann'schen* lieder gegriffen hat; auf leitung ihres geschmacks und urtheils wird hier alles ankommen. Und wenn nun vollends eingeräumt wird, dass der gereinigte text die erwartete wirkung bisher nicht gethan hat, so folgt zunächst daraus noch gar nicht, dass der gesamte sie auch nicht haben könne; es ist vielmehr gerade anzunehmen und wird sich wahrscheinlich auch heraus stellen, dass, sobald eine zweckmässig eingerichtete ausgabe, basiert auf die neuen untersuchungen, zur hand sein wird, die liebe der jugend für das frische kräftige dichtungswerk in neuer stärke erglühen werde.

Damit man nun zu wiederholten malen durch zwingende gründe genöthigt werde, die divergierenden ansichten genau gegen einander abzuwägen, um zu erkennen, wie viel die eine für oder gegen sich habe, will ich hier versuchen, die hauptsächlichsten widersprüche nachzuweisen, in welche sich *Lachmann* verwickelte, indem er aus dem wundervollen schatzlager 20 steine heraushob und diesen griff für so glücklich

erklärte, dass man nur sie allein für echte edelsteine, alles andere für geringes beiwerk der einfassung hielt bis auf den heutigen tag.

Die untersuchung hierüber kann für den gegenwärtigen meinkampff nur insofern massgebend werden, als hiedurch in einer neuen beziehung die *Lachmann'sche* hypothese beleuchtet werden soll; denn sie bietet so viele angriffspunkte, dass, wie mich dünkt, eine kritik derselben in erschöpfender ausführung nur durch das zusammenwirken vieler zu stande kommen kann.

Zwar hat schon prof. *Müllenhoff* durch seine recension des buches von *Holtzmann* diesem gelegenheit gegeben, in seiner entgegnung auf die mängel der *Lachmann'schen* liedertheorie hinzuweisen; der herr hofrath wird mir jedoch schon erlauben, noch einmal auf diesen gegenstand zurückzukommen und einiges, was ich bei der untersuchung über denselben gefunden habe, ergänzend vorzubringen. Wird man dann einsehn, wie dictatorisch *Lachmann* in der befolgung seiner nicht durchaus stichhaltigen kriterien der unechtheit verfahren sei, so wird ein guter theil derjenigen leser, die bis jetzt mit ihm hielten, geneigt sein, die aufmerksamkeit auch der begründung einer neuen ansicht sowol über den werth als über die entstehung des ganzen gedichtes zu widmen. Die acten sind hierüber noch lange nicht geschlossen und eben desshalb darf ich nicht fürchten mit meiner arbeit post festum zu kommen, was der fall wäre, wenn man sich bereits entschieden zu *Holtzmann* geneigt hätte.

Vor der hand kommt es nur darauf an, in jeder hinsicht nachzuweisen, dass die bisherige theorie in ihrer anwendung zu öftern malen fehlgegriffen habe, dass man, um die entstehung des gedichtes zu erklä-

ren, zu einer unerklärlichkeit seine zuflucht nehmen müsse (vergl. *Holtzmann* vorrede zu den untersuchungen etc. p. VII.), weil man von der natürlichkeit der sache aus übergrosser sucht kritik zu üben abgewichen ist. Für den neuen bau muss durch hinwegräumung des alten platz geschaffen werden und dabei befinden wir uns, merkwürdig genug, in der angenehmen lage, dass aus dem materiale von unzusammenhängenden und ungleichartigen einzelgebäuden ein grosser und prächtiger pallast aufgeführt werden soll. Und ich meine, es wird darüber, wenn erst alles bis ins kleinste gehörig gesäubert und im geiste des ganzen hergerichtet ist, grössere lust entstehn, als man bis jetzt an den weit getrennten gehöften gehabt hat.

Bevor ich zur ausführung meiner aufgabe schreite, finde ich mich veranlasst, noch einige worte über die methode meiner untersuchung zu sagen, namentlich desshalb, weil man gewohnt ist, darauf gar grosse stücke zu halten; denn ich möchte nicht gern von herrn *Max Rieger* denselben vorwurf erfahren, den er herrn *Holtzmann* macht; ich kann mich jedoch nicht dazu verstehn „in einem bewaise, der auf der schätzung poëtischer werthe beruht, immer noch andere instanzen anzurufen als die blosse logik“ (vergl. sein vorw. p. IV). Wir sind hiemit zur besprechung einer sache gelangt, in der *Lachmann's* anhänger sich zu meist auf das feine ästhetische gefühl und den richtigen takt (vergl. *Müllenhoff* p. 2 und 3) ihres meisters verlassen zu können glauben; allein da niemand leicht zu überzeugen sein wird, dass er in dingen des geschmacks nicht ebenfalls mitzureden befähigt sei, so bleibt wol nichts anderes übrig, als dass wir uns beiderseits auf den festen boden des verstandes begeben. Es lohnt sich der mühe hierüber *Holtzmann's*

treffende · bemerkungen zu vergleichen: kampf etc. p. 46 ff.

Die Berliner schule hat in beurtheilung von einzelheiten und minutien unbestritten viel richtigen takt und ästhetische begabung bekundet; das aber ist in abrede zu stellen, dass sie, was auffassung und würdigung mhd. poësie im grossen und ganzen betrifft, eben so hoch dastehe. Gelegentlich dieser bemerkung halte man mir die kleine abschweifung zu gute, dass die neue richtung der deutschen philologie auf zerlegung und zergliederung grosser geistesprodukte weit mehr fleiss und gelehrsamkeit zu verwenden scheint als auf eine eben so berechtigte solide zusammenfassung des mit gleichsam chemischer schärfe zersetzten. Ist das auflösen und zerfasern eines kunstwerkes zur gewinnung der einsicht in alle seine theile unerlässlich, so wird gerade so nothwendig die herstellung zur möglichen harmonie gefordert. Die deutsche philologie hat auf ihrem jetzigen standpunkte erst einen theil ihrer grossen aufgabe gelöst, und es wäre ihr nur zu wünschen, dass sie nicht von ihrer bisherigen dictatur geblendet alles gethan zu haben glaubte. Der unabhängige forschler beugt sich nur vor dem geiste der wahrheit, keineswegs vor dem der spitzfindigkeit, die man *Lachmann's* schule oft genug zum vorwurfe gemacht hat.

Die nächste zeit wird bewaise davon bringen, dass man auch auf diesem gebiete der wissenschaft nicht mehr gewohnt ist sätze, die noch ziemlich allgemeine geltung haben, für die dauer so wie die liedertheorie ungeprüft für baare wahrheit hinzunehmen; von vielen wird es sich zeigen lassen, dass sie plausibleren zu weichen haben. Um nur einiges zu erwähnen, will ich anführen, dass gar manche capitel der

Grimm'schen grammatik, die man in Deutschland noch alljährlich nachdruckt, als wären sie bibelfest, von grund aus widerlegt und umgestaltet werden müssen; begriffe wie ablaut, umlaut, brechung, ableitung, composition sind ihrem wesen nach erst noch zu bestimmen; selbst in der declination und conjugation wird manche veränderung vorgenommen werden.

Von beweisen also, die sich lediglich auf ein sehr leicht antäuschbares gefühl gründen, wird man bei mir nichts finden; mit klarheit und deutlichkeit in der deduction kann der wissenschaft allein gedient werden; alles andere ist für sie ein eitles blendwerk. Ich meiner seits nehme die dinge wie sie sind und frage daher einfach: Ist es *Lachmann* immer gelungen, die ausgewählten strophen seiner echten lieder in guten zusammenhang zu bringen? Finden sich nirgends lücken und widersprüche, die durch verwerfung wesentlicher strophen entstanden sind? Ist *Lachmann's* unternehmen nicht vielmehr ein interpolieren des guten textes in den schlechten, als ein auffinden des interpolierten? Sind wirklich so viele von ihm verworfene strophen unvereinbar selbst mit dem gedanken, dass wir einzelne lieder vor uns haben? Ist *Lachmann* so glücklich gewesen, „lieder von bestimmter begrenzung und eigenthümlichkeit nachzuweisen“? Gibt eine handschrift den gewünschten zusammenhang ohne widersprüche?

So glaube ich dem vertheidiger der gangbaren ansicht, *Müllenhoff*, am besten genügen zu können, der p. 2 seiner oben citierten schrift ausdrücklich den satz ausspricht: „die kritik, die die zerlegung eines gedichtes methodisch vollzieht, wird nur widerlegt, wenn man entweder der frage, von der sie ausgeht, vorweg die berechtigung abschneiden kann oder aber nach-

weist, dass die von ihr aufgestellten einzelnen lieder sowol als das ausgeschiedene unechte der besondern und unterscheidenden merkmale entbehren. Noch präziser gibt er mir das ziel p. 7 an „ich hoffe jeden, den es für die zukunft gelüstet, *Lachmann's* resultate zu bestreiten, zu dem beweis zu nötigen, auf den es allein ankommt; dem nämlich, dass die thatsache, die wir behaupten, nicht existiert, dass zwanzig echte lieder von den Nibelungen nicht vorhanden sind.“ Damit erkläre ich mich einverstanden, nicht aber mit der gewagten sentenz, die sogleich folgt: „dass kein gebildeter, der unbefangenen sinnes herantritt, die thatsache verkennen könne;“ eben so wenig möchte ich mit *Lachmann* dem leser seiner echten lieder rathen, zuerst nur das zu lesen, was er für echt erkläre, um sich in den eigenthümlichen ton desselben hinein zu finden (?!) und um dann zu versuchen, ob er dem eingeschalteten oder nachfolgenden das fremdartige richtig angefühlt habe.

Besieht man die sache auf die von mir bezeichnete weise, so ist gewiss ein erfolg des streites eher zu hoffen, als wenn man die schlüpfrige bahn des gefühls nicht verlassen will; hier bleibt nichts anderes übrig, als wirklich mit unbefangenen sinne an das gedicht zu gehn, das objekt der verhandlung genau zu bestimmen und sich durch keinerlei meinung, die äusserlich hinzutritt, vom rechten wege abbringen zu lassen.

In der beantwortung meiner fragen werde ich nach kräften bemüht sein, gründlich zu werke zu gehn und mein wort besser zu halten, als *Max Rieger*, der zwar im vorworte erklärt, von terroristischen berufungen auf den gesunden sinn des lesers keinen gebrauch

zu machen, in der behandlung seines gegenstandes jedoch so kurz und oberflächlich mit tilgung oder beibehaltung von strophen verfährt, dass mir sein buch wie gemacht erscheint um zu einer klarern begründung herauszufordern. Wem können, um nur einige beispiele anzuführen, folgende hingeworfene urtheile über den werth oder unwerth einer strophe genügen: ist ziemlich läppisch, ist unerträglich, entbehrt man leicht, fügt sich nicht recht“ etc.

Suchen wir nun zunächst eine feste grundlage zur beurtheilung der durch *Lachmann's* kritik zuerst ans licht geförderten so oft angefeindeten heptaden zu gewinnen, nach welchen sämtliche zwanzig lieder gedichtet sein sollen. Logik und geschichte der dichtung können allein eine sichere basis bieten. Die aufstellung jener heptaden ist von vielen als eine curiosität ersten ranges in den annalen der philologie belächelt und zum haupteinwande gegen die 20liedertheorie verwendet worden. *Gervinus* (geschichte der deutschen dichtung I. 336 ff.) gesteht dem hieraus entspringenden misstrauen in das verfahren der kritik *Lachmann's* grosse berechtigung zu und *Holtzmann* hat das auf den ersten blick allerdings wunderbarlich scheinende zahlenverhältniss in seinem kampf um etc. p. 25. ff. als philologische grille behandelt und persifliert; allein mich dünkt, *Müllenhoff* habe dem entgegen seinen meister nirgends mit mehr fug vertheidigt, als wenn er ihn gegen eine so höchst unwürdige zumuthung zu schützen sucht (pag. 8): „Und doch wird kein vernünftiger mensch es sich vorstellen, dass ein kritiker, um aus einem hier und da interpolierten gedichte das echte herauszufinden, nur irgend eine beliebige theilungszahl sich zu bilden brauche, um darnach wie nach einer elle abzuschneiden. Denn wo

soll er zu zählen anfangen? Eine solche theilungszahl kann selbstverständlich nur ein resultat der nach ganz andern kriterien geführten untersuchung sein und höchstens zuletzt bei der entscheidung über ohnehin zweifelhaftes in betracht kommen.“

Dass *Lachmann* gründe für seine ansicht haben musste, kann niemand läugnen; er mochte sie nicht bekannt geben, weil er auf bestätigung durch andere entdeckungen hoffte; der tod überraschte ihn zu früh, sonst hätten wir vielleicht heute weniger zu streiten.

Freilich die erklärung, welche für die giltigkeit der heptaden vorgebracht wird, vermag nicht darüber zu beruhigen, dass man sich so ganz zweifellos dem resultate *Lachmann's* anschliessen könne. Diese von *Haupt* versuchte und herrn *Müllenhoff* mitgetheilte auseinandersetzung lautet wie folgt: „Bekanntlich hat *Wackernagel* (Alfranzösische lieder und leiche S. 174. 224) zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass viele altfranzösische und altdeutsche lyriker ihre lieder in dreitheiliger strophenzahl gebaut haben. Das gesetz, das sich schon in der dreitheiligkeit der strophe selbst wie im griechischen chorlied geltend macht, ist ein so natürliches, so sehr im rhythmus der empfindung und gedankenbewegung begründet, dass es nicht zu verwundern ist, wenn es sich auch im ganzen bau eines liedes wiederholt. Und ist es zu verwundern, wenn auch episches dieser weise folgte?“ (vergl. *Müllenhoff* p. 9).

Zuerst ist zu bemerken, dass diesem bewewe ein doppelter fehlschluss zu grunde liege; nur wird wolweislich die strenge schlussform hinter den ausdruck: „man darf sich nicht wundern“ versteckt.

Es wird nämlich einmal von lyrischem auf episches geschlossen ohne mittelbegriff, ein fehler,

der in der logik verpönt genug ist; um ganz deutlich zu machen, wie falsch ein solcher schluss ist, will ich beide formeln: die richtige und die absurde hersetzen.

I. Viele lyrische gedichte sind nach triaden abgefasst;

X ist ein lyrisches gedicht,

Also kann es nach triaden abgefasst sein.

Die formel gibt bloss einen richtigen wahrscheinlichkeitsschluss, weil im obersatz der begriff „lyrische gedichte“ nicht nach seinem ganzen umfange gesetzt ist; als solcher erleidet er nicht einmal auf alle lyrischen gedichte anwendung; also um so weniger auf epische. Kommt im untersatze nun der begriff des epischen gedichts vor, so haben beide urtheile nichts gemein, es ist kein schluss möglich:

II. Viele lyrische gedichte sind nach triaden abgefasst,

Die Nibelunge ist aber ein episches gedicht,

Also? —

Dann wird von der 3theiligkeit der strophenzahl in lyrischen gedichten nicht auch auf eine eintheilung nach triaden in epischen sondern nach heptaden geschlossen etwa so:

Viele altdeutsche gedichte sind nach der dreitheiligkeit der strophen abgefasst,

Die Nibelunge ist ein altdeutsches gedicht

Also kann es nach der siebentheiligkeit der strophen abgefasst sein!?.

Ueberhaupt ist kein grund ersichtlich, warum auch im epischen gedichte, wo keine bestimmte strophenzahl durch rhythmus der empfindung und gedanken-

bewegung geboten ist, dennoch eine solche gerade wie im lyrischen statt haben sollte. In letzterem ist sie durch die natur der sache geboten; dort kann der sänger oder recitator pausieren, wo es ihm angemessen scheint; der stoff gebietet nichts. Was daher von stollen und abgesang p. 10 bei *Müllenhoff* gesagt wird, ist auf das epische gedicht vollständig unanwendbar; denn gibt man stollen und abgesang zu, so müssen sie bedingt sein durch einen abschnitt in der erzählung, sonst haben sie keinen sinn. Nun wäre es aber nach *Müllenhoff* unverständlich nach jeder siebenten strophe einen solchen abschnitt zu fordern; folglich bleibts dabei, dass es unsinn ist, die lieder nach je sieben strophen abzutheilen. Noch eine clausel hat sich *Müllenhoff* vorbehalten: die ganze eintheilung stelle sich nur im musicalischen des vortrags begründet dar. Also in einer ganz äusserlichen zufälligen sache sollten so verschiedene dichter nicht nach der bisherigen art, lieder nach triaden abzutheilen, sondern nach einer ganz neuen vollkommen übereinstimmend verfahren sein? Macht die blosse anwendung der einfachsten logischen hilfsmittel die erklärung *Müllenhoff's* zu nichte, so zeigt sie sich, wenn man die litteraturgeschichte befragt, im hellsten lichte als erst gemacht, um das einmal von *Lachmann* aufgestellte gesetz zu stützen, so gut es eben gehn will. Denn wer eine so einfache unrichtigkeit nicht mit der ganzen schärfe der logik urgieren mag, dem genüge die kurze bemerkung, dass gewiss von seiten jener erklärer aller fleiss aufgeboden worden ist, aus irgend einem winkel der geschichte heptaden hervorzusuchen, dass es ihnen aber trotz des eifrigsten bemühens nicht gelungen ist etwelche aufzuspüren, weil es deren nie gegeben hat.

Kaum dürfte anzunehmen sein, dass eine andere erklärung bessere dienste thun werde; man müsste nur in den scharfsinn der herrn *Haupt* und *Müllenhoff* argen zweifel setzen, wenn er das beste nicht mit dem ersten male aufgefunden haben sollte. Die heptaden sind in die Nibelunge hinein getragen und daher keineswegs, was *Müllenhoff* verlangt, hinzunehmen, auch wenn man sie gar nicht erklären kann. Wer nach dieser ebenso leichten als klaren widerlegung noch an der alten erklärung zäh hängen bleibt, ist entweder seines heroischen glaubens oder seiner ungeheuerlichen begriffstüchtigkeit wegen höchlichst zu bewundern.

Hiemit wäre nun der eine punkt der voruntersuchung abgethan; gehen wir zu einem zweiten über:

„In den Nibelungen fand *Lachmann* eine sammlung von zwanzig liedern, von denen einige fortsetzungen erhalten haben. Er hoffte jeden, der sich der untersuchung mitthätig hingebe, zu überzeugen, dass das ganze gedicht nicht mehr und nicht weniger enthalte. Anm. zu den N. N. S. 5.“ Vergleiche *Müllenhoff* p. 2. Er selbst erklärt bloss diese lieder für echt d. h. nach inhalt und form gerade wie sie einst gesungen wurden aus den vorliegenden handschriften durch seine kritik restituirt. Die schule bezeichnet sie ebenfalls als echte lieder und somit kann kein zweifel darüber obwalten, was *Lachmann* und seine anhänger darunter verstanden wissen wollen. Ich kann mir mit vielen andern die sache nicht denkbar machen, dass man zumal aus einer so verderbten hs., wie A ist, keine strophe zu viel keine zu wenig als echt herauszufinden im stande sei. Ja es gibt aber kriterien der unechtheit! — Die wollen wir spä-

ter betrachten. Hier nur so viel, dass derjenige, der da weiss, welche wandelungen das einfachste lied im laufe weniger jahre im munde des volkes erfahre, wie es fast keinen augenblick gebe, in dem man auch nur eines in der ursprünglichen reinheit zu fixieren vermöge, es ganz unbegreiflich finden wird, dass einem sammler einer grossen anzahl von liedern das unzweifelhaft gelungen sei; die hypothese von liederbüchern welche *Müllenhoff* statuiert, um den punkt plausibel zu machen, zeigt bereits die schwäche der *Lachmann'schen* ansicht. Bestätigt wird diese aus der natur des volks gesanges gezogene behauptung durch *Müllenhoff* selbst; pag. 22 heisst es nämlich: „Hätten wir bei den liedern eine bloss mündliche überlieferung vorauszusetzen, wie bei den meisten jüngern volksliedern vor ihrer zufälligen aufzeichnung, so würden wir sie schwerlich so wol erhalten und unverstümmelt besitzen, wie kaum die lieder der lyriker in unsern handschriften.“ Es bleibt also nur die annahme übrig, dass die von verschiedenen dichtern verfassten lieder sogleich schriftlich aufgezeichnet und vom blatte gelesen oder gesungen wurden. Nun taucht die frage auf, ob man sich diese einzelnen lieder von verschiedenem inhalte in einer und derselben form abgefasst zu denken habe. Auch hiebei gibt uns *Müllenhoff* die fingerzeige das wahre zu finden. Er gesteht nämlich p. 5 „unbedenklich“ zu, dass die lieder in verschiedenen gegenden gedichtet seien, hält jedoch an sich und zwar mit vollem rechte, ebenso unbedenklich über verschiedene sänger zu sprechen, obschon er die zeile vorher eben erst ihrer erwähnung gethan hat. Genügt schon dieses bedenkentragen *Müllenhoff's*, eine mehrheit von sängern nicht voreilig zu statuieren, so brauchen wir bloss

noch formell einen schritt weiter zu gehn und dem gedanken eine schärfere prägung zu geben: So lange nicht thatsächliche beweise vorliegen, dass die mehreren dichter in verschiedenen gegenden ganz unabhängig von einander wirklich auf eine und dieselbe form verfallen sind, ist der behauptung als einer höchst zweifelhaften in einer wissenschaftlichen deduction jede berechtigung abzuschneiden und sie darf keine grundlage für daraus zu folgernde sätze bilden. Also weg mit der annahme der gleichen liederform, bevor sie nicht durch den augenschein gelehrt wird. Diese auf a priorischem wege gewonnene umstürzung eines bis jetzt grossentheils übersehenen wichtigen fundamentalsatzes hat *Wil. Grimm* geschichte des reimes S. 51 auf historischem wege zwar nicht durchgeführt aber wenigstens angedeutet, indem er sagt, der s a m m l e r oder o r d n e r des Nibelungenliedes möge die endreime der regel seiner zeit näher gebracht, die überschlagenden innern aber unberührt gelassen haben. Daraus muss dann allerdings folgen, was *Müllenhoff* erwidert (p. 25): „Hätte der o r d n e r, wie man meint, seine thätigkeit auf änderung und verbesserung der endreime gerichtet, so wäre er ein ü b e r a r b e i t e r oder u m a r b e i t e r gewesen und jede reinliche unterscheidung des echten und unechten und der eigenthümlichkeit der einzelnen lieder würde darnach ganz unmöglich sein. Allein die einzelnen lieder sind in ihrer eigenthümlichkeit so wol erhalten, dass zu dem verdacht, die lieder wie sie uns vorliegen, möchten ihrer ursprünglichen fassung ferner stehn als etwa ein lied *Walther's* oder ein höfisches mære oder sonst irgend ein schriftlich überliefertes werk, auch gar kein grund vorhanden ist und er gerade zu thöricht heissen muss. So sehr entbehrt er jedes anhalts.“

Nur unterläuft in dieser widerlegung neuerdings ein erstaunlicher logischer schnitzer, eine sogenannte *petitio principii*. Zu beweisen ist folgendes: Der ordner der 20 lieder ist kein umarbeiter gewesen. Die beweisführung lautet:

Hätte der ordner umgeändert, so wäre er ein umarbeiter;

Nun hat er aber nicht umgeändert, weil es thöricht wäre nach der *Lachmann'schen* kritik einen solchen anzunehmen; (?)

Also kann er kein umarbeiter sein.

Die *petitio principii* steckt im untersatze, der ebenfalls zu beweisen ist: der umarbeiter ist kein umarbeiter, weil er kein umarbeiter ist — —

Gerade so verhält es sich mit dem folgenden satze: Allein die lieder etc.

Die lieder sind in ihrer eigenthümlichkeit wol erhalten, ist zu beweisen.

Der verdacht, dass sie es nicht seien ist thöricht, weil sie *Lachmann* als echt erklärt hat, (?)

Also sind die lieder in ihrer eigenthümlichkeit wol erhalten.

So ist in gar vielen fällen die logik *Müllenhoff's* beschaffen. Wir sehn also, dass es mit seinem bewaise für die behauptete ursprünglichkeit der form der 20 lieder sehr schief stehe, wonach nur der 2. mögliche fall übrig bleibt: die lieder sind der form nach verändert worden. Geschah aber dies, so ist von herstellung echter lieder in ihrer ursprünglichen fassung vernünftiger weise keine rede mehr.

Aber selbst dann, wenn wir uns für einen augenblick einen sammler und ordner der einzelnen lieder gefallen lassen, wird die erklärung, wie diese sich so glatt an einander gefügt haben sollten, keine geringe schwierigkeit bieten. Zwar meint *Müllenhoff* p. 5: „es sei *Lachmann's* grösstes und unzweifelhaftes verdienst, dass er unbeirrt durch solche fragen und bedenken gerades weges bei den Nibelungen wie bei der Ilias auf den mittelpunkt der sache, die kritik der quelle, losgieng und sich bemühte, hier vorerst den thatbestand als die basis aller weitem combinationen festzustellen, ohne diesen selbst irgend wie vorzugreifen; denn die annahme eines ordners oder sammlers sei ganz unverfänglich, wenn die kritik eben eine sammlung von liedern ergebe.“ Dem entgegen möchte ich auf die wesentliche eigenschaft einer der wahrheit so nahe sein wollenden hypothese hinweisen, die darin besteht, dass sie alle fragen, welche sie hervorruft, leicht und gehörig beantworte, oder um mit *Müllenhoff* selbst zu reden, „dass sie den zusammenhang aller in betracht kommenden thatsachen erkläre.“ Vergl. p. 66.

Und in welche complicationen verwickelt man sich nun vollends, wenn man wirklich die erklärung dieser thatsachen in der bisherigen weise geben will! — Zuerst werden mehrere dichter angenommen, welche die einzelnen lieder liefern, dann aufzeichner derselben, damit sie keine wesentlichen veränderungen erleiden, zum dritten liederbücher, damit das einmal durch die schrift fixierte nicht wieder verloren gehe und endlich ein sammler oder ordner, der aber auch zugleich kritiker und dichter sein muss.

Ich fürchte, dass man, so verfahrend, uns die verlangte erklärung immer werde schuldig bleiben müssen, weil die philologie über dem pergamente das wirkliche

leben vergessen hat, was ihr leider nur zu oft geschieht.

Die natürlichkeit der sache erfordert es vielmehr, nicht zuerst durch künstliche und erkünstelte mittel einzelne lieder zu schaffen, sie nach einem ziemlich unsichern maassstabe abzumessen und diesem resultate die beweisführung, so gut oder schlecht es gehen mag, anzupassen, sondern vor allem zu untersuchen, ob die kritik aus dem vorliegenden materiale etwas ursprünglich im flusse befindliches mit sicherheit in compakter gestalt zu tage zu bringen im stande sei. *Lachmann's* ergebnisse blendeten durch die daran gewandte kunst, aber sie waren desshalb nicht weniger trüglich.

Schon nach diesen praemissen ist der versuch *Müllenhoff's* (p. 7 ff.) „zu zeigen, wie leicht die entstehung des gedichtes aus einzelnen liedern sich erklärt, sobald wir es im zusammenhange mit der übrigen geschichte des mittelhochdeutschen volksepos und der mittelhochdeutschen poësie überhaupt betrachten“ — von vornherein als durchaus misslungen anzusehn; die ebenso zahlreichen als wahrhaft grossartigen widersprüche darin, die ich sogleich aufdecken will, mögen den factischen beleg dafür geben.

Die sätze, welche bei ihm p. 11 und 12 über die entwicklung der alten nationalen und mittelhochdeutschen höfischen poësie aufgestellt werden, kann meines bedünkens jeder gern unterschreiben; sie kennzeichnen den natürlichen einfachen gang der entstehung beider arten der poësie in widerspruchlosen worten. Auch noch weiterhin nämlich p. 13 stimmt *Müllenhoff* mit der Wahrheit überein, wenn er „die edlern pfleger der alten kunst nur in den kreisen suchen will, denen die neuen höfischen dichter angehörten,“ was er pag. 17 wiederholend so ausdrückt: „weil das epos die direkte,

die neue epische kunst eine indirekte fortsetzung der alten poësie ist, so müssen gedichte wie die Nibelungen und Kudrun in denselben kreisen entstanden sein wie Iwein und Parzival.“ Es scheint ihm ferner p. 14 wie uns ebenfalls gar nicht einleuchtend, warum nicht ritter, d. h. männer aus dem niedern adel der dienstmannengeschlechter neben bürgerlichen freien wie an der höfischen poësie auch am epischen volksgesange theil genommen haben sollten; vielmehr scheinen ihm stellen im 6. liede den ritterlichen sänger zu verrathen und es soll wol kein echtes lied geben, das man einem solchen nicht zutraun dürfte, einige sogar eher. Consequent ergibt sich ihm nun p. 15, dass unter der hand gewisser dichter stil und ausdruck sich verwandeln, sobald sie fremde stoffe zu behandeln anfangen und die alte form der strophe verlassen, so wie umgekehrt, dass besonders die östlichen dichter, unter diesen vor allen *Wolfram*, in näherem verhältnisse zur volkspoësie stehn.

Letzterer insbesondere erreiche dadurch, dass er „die herrschende höfische weise verlassend in der volksmässigen form den fremden stoff behandelte, das höchste in mittelhochdeutscher poësie und seine art lasse sich in mehr als einer hinsicht eine rückkehr zur volksmässigen weise nennen;“ eine bemerkung, die für unsere ansicht von grossem gewichte ist, weil wir an *Wolfram* ein beispiel haben, dass selbst einem kunst-dichter volksthümliche behandlung eines fremden stoffes möglich sei.

Nachdem p. 16 hinreichend dargethan ist, dass in Österreich die alte kunst durch *Reinmar*, *Walther*, *Nîthart*, *Stricker* fortlebte, während sie im westlichen Deutschland schon im absterben begriffen war, gelangen wir zu dem allgemein schon als feststehend

angenommenen satze, „dass Österreich auch die heimath unserer volksepen sei;“ speciell wird p. 18 das land unter der Ens für die wiege der Nibelunge erklärt, ja die meisten lieder sollen wie XI b und XII am hofe zu Wien entstanden sein; selbst die zusätze haben österreichische verfasser. Zur erhärtung des gesagten werden dialectische reime angeführt. So weit ist alles plan und eben; nun aber fängt es an mit seiner deduction recht schief zu gehn. Es wurde schon vorn bei der beweisführung, dass die Nibelungen-lieder nicht in verschiedenen gegenden gedichtet sein können, auf p. 4 bei *Müllenhoff* verwiesen, wo er unbedenklich annimmt, dass sie wirklich in verschiedenen gegenden entstanden seien, und nun höre man ihn p. 18: „Der epische stil und ausdrück wie wir ihn in der Kudrun und den Nibelungen und theilweise auch in der klage und dem Biterolf finden, würde in ganz verschiedenen gegenden sich nie so übereinstimmend ausgebildet haben. Ver räth nun selbst die erste strophe der Nibelungen, jedenfalls eine der jüngsten des ganzen gedichtes, wie *Lachmann* (Anm. zu den Nib. p. 7) zeigte, ihren österreichischen ursprung, so wird um so eher das ganze von österreichischen sängern herrühren.“ Wol zu bemerken: das ganze wird von österreichischen sängern herrühren. — Aber die sammlung und letzte einrichtung der einzelnen lieder kam wo anders zu stande und zwar in Thüringen zu Eisenach! Warum dort, warum nicht gerade in Österreich? wird man fragen. Weil *Lachmann* in den strophen 1272, 1277 der hs. A, welche erwiesener maassen eilfertiger und schlechter geschrieben ist und von kennern für viel jünger angesehen wird als C, eine arge verwirrung in den angaben von ortschaften, die ganz in der nähe

von Wien liegen, vorfand, wofür die schönere, sorgfältigere und ältere hs. C einfach das richtige gibt. Vergl. *Holtzmann* p. 64 und im allgemeinen über das handschriftenverhältniss p. 61 *). Es ist nach *Müllenhoff's* logik wieder einmal unvernünftig in der bessern hs. das richtige zu suchen, was jedes falles nur in der schlechtern zu finden sei. Habe die jüngere hs. A eine verwirrung, so sei das richtige in der bessern eine correctur des überarbeiters! Den commentar hiezu macht sich jeder selbst. —

Der angebliche überarbeiter ist in C, wie aus dem sprachlichen hervorgeht, ein Österreicher; C wäre also in Österreich abgefasst, was jeder erwarten wird, weil die lieder da entstanden sind — *Lachmann* und *Müllenhoff* geben das jedoch nicht zu, ersterer, weil die hs. A sein abgott, sein alles war, letzterer, weil er sich von seiner ihm liebgewordenen ansicht nicht loswinden kann. Man statuiert eher eine neue, ganz unzubegründende hypothese: „man könne den abschluss der sammlung etwa nach Eisenach verlegen,“ und macht lieber das schlechte gut und das gute schlecht, als dass man sich die mühe nähme, die eigene arbeit mit etwas misstrauischem blicke zu prüfen.

Im verlaufe der *Müllenhoff's*chen abhandlung vergrössern sich die widersprüche noch. Es kann als richtig angenommen werden, was p. 21 über die ursprüngliche schriftliche aufzeichnung der Kudrun und

*) Die wenigen niederdeutschen oder mitteldeutschen spuren, die selbst in A von geringer bedeutung sind, in andern hss. fast ganz ausser betracht fallen, lassen höchstens einen mittel- oder niederdeutschen schreiber, keineswegs aber einen solchen sammler vermuthen, da ja, wie *Müllenhoff* p. 18 mit recht bemerkt, dichter und schreiber im mittelalter verschiedene personen waren. Die abfassung ist also desswegen nicht nothwendig in ein ausserösterreichisches land zu versetzen.

Nibelunge gesagt ist; dass beide epen später erweitert wurden, glauben wir unbeschadet unserer ansicht ebenfalls mit gewissheit versichern zu dürfen; nur ein punkt muss hinzugefügt werden, der für alle erweiterungen von wesentlichem interesse zu sein scheint. Es muss nämlich jedem bald auffallen, der die zusätze und interpolationen je angesehen hat, dass sie sehr oft gerade so vortrefflich sind, wie die echten strophen; vielen sieht man die mache deutlich an; woher sind nun die guten zusätze geflossen? Ich stelle hier einen satz auf, der eigentlich zum grossen theile schon bekannt, wenn auch nicht mit aller schärfe ausgesprochen ist, den bis in's kleinste zu begründen ich in einer spätern schrift versuchen will: Neben dem bereits kristallisierten gedichte lebten die lieder und sagen, welche den grundstoff des ganzen bildeten, noch im munde des volkes fort; der dichter hatte entweder nicht alles gekannt oder vieles nicht benützen wollen, was in sage und lied vor und auch nach seiner abfassung gangbar war. Aus dieser, dem neugeschaffenen epos gleichsam parallel laufenden lieder- und sagenpoësie wurden die hauptsächlichsten und besten erweiterungen und zusätze des neuen epos gebildet.

Auch *Müllenhoff* statuiert p. 22 einen solchen ersten abschluss des gedichtes: „dass dies auch nach seinem ersten abschlusse in der hand der fahrenden blieb, lehren die mannigfachen zusätze, änderungen, kürzungen und vermeintlichen verbesserungen des textes, die wir in verschiedenen abstufungen unserer hss. kennen lernen.“ Nun meint man, *Müllenhoff* werde diese erste abfassung doch gewiss nicht mehreren dichtern zuschreiben, weil eben die annahme eines einzigen genügt, um sie sowie die zusätze zu erklären. Man irrt jedoch: Von der Kudrun erklärt er allerdings:

„man wird das ursprüngliche gedicht immer als das werk eines dichters anerkennen müssen; das zwar nicht von vorn herein nach einem umfassenden plane gearbeitet und in allen einzelheiten gleichmässig und übereinstimmend ausgeführt wurde, doch zuletzt ein wol geordnetes ganze bildete und als solches gewiss gleich durch die schrift fixiert ward. Zusätze von verschiedenem alter und werth kann man auch hier unterscheiden.“

Halten wir nun das eine fest: die Kudrun ist in ihrer ursprünglichen fassung das werk eines dichters; so wie dies epos gibt es noch mehrere, die ebenfalls nur einen verfasser erkennen lassen: der Ortnit ist das werk eines verfassers, der Wolfdietrich (von der fortsetzung abgesehn) nicht minder — und was folgt als schluss hieraus? So wird wol auch allen diesen epen analog die Nibelunge nur einen dichter zum verfasser haben. — Keines falls, meint *Müllenhoff* p. 24 und 25. Es ist ihm zwar klar geworden, dass, wenn man alle diese punkte zusammenfasst, die dichter der grossen epen ihren stoff aus der volksmässigen überlieferung entnehmen und ihn in die litteratur hinüberführen; allein dessungeachtet verarbeitete ein solcher nicht wie bei der Kudrun und allen übrigen den vorliegenden stoff in den Nibelungen, sondern es war nur nöthig, dass jemand die lieder verschiedener dichter sammelte und sie an einander reihte. Kurz der schluss ist der, überall ist ein dichter anzunehmen, also bei den Nibelungen mehrere! — Halten wir diesen und den vorhin berührten widerspruch zusammen, dass nämlich die in Oesterreich gedichteten lieder nach Eisenach gewandert seien, um sich dort abfassen zu lassen, so werden wir nachgerade gestehn müssen: *Müllenhoff* habe seine masse

von kenntnissen nicht zu benützen gewusst oder sie nicht benützen wollen, um der wahrheit die ehre zu geben. Der widerspruch zwischen neuem und altem, zwischen der annahme eines dichters der Nibelunge und der *Lachmann'schen* theorie zieht sich durch seine ganze schrift hin; oft ist er nahe daran, die fahne seines meisters zu verlassen und ins feindliche lager überzugehn — er thut es dennoch nicht, lässt vielmehr lieber eine ungereimtheit in die welt ziehn, damit diese verkünde, man könne zwar nicht mehr bei der alten lehre fest stehn bleiben, aber man wolle auch die neue nicht annehmen; denn das wäre vom übel! —

Bis hieher hatten wir es zumeist mit den widersprüchen zu thun, die sich *Müllenhoff* gegen sich selbst zu schulden kommen liess; betrachten wir nun, um unsern eben gethanen ausspruch zu rechtfertigen, einige von ihm neugewonnene sätze in zusammenstellung mit *Lachmann'schen*. P. 2 Anm. zu den Nib. kann jeder männiglich lesen, dass *Lachmann* von einer schriftlichen grundlage, als hauptquelle oder nebenbei, auf der das ganze werk etwa beruhen könnte, nichts wissen mag; das gedicht selbst berufe sich niemals auf eine solche: vergleicht man damit *Müllenhoff* p. 21: „dass einzelne Nibelungenlieder schon frühzeitig aufgezeichnet wurden und dass sich hieraus zusammenhängende cyclen bildeten,“ so besteht zwischen beiden ansichten gewiss kein geringerer widerspruch als der zwischen ja und nein ist, selbst dann wenn man zugibt, dass *Müllenhoff* den ordner die aufgezeichneten lieder und liedercyclen nur nebenbei benützen lassen wolle. Mit seiner neuen hypothese von liederbüchern hat also *Müllenhoff* der *Lachmann'schen* lehre keinen besondern dienst erwie-

sen, wol aber einen sehr empfindlichen streich versetzt. *Lachmann* Anm. zu den Nib. p. 6 bescheidet sich in seinem urtheile über die strenge echtheit seiner lieder: „wenn sich auch etwa noch einmal eins dieser lieder einzeln aufgezeichnet finden sollte, von allen zusätzen und verfälschungen werde es nicht frei sein; der schreiber müsste es denn unmittelbar aus dem munde des dichters aufgefasst haben.“ Das ist für *Müllenhoff* zu wenig „echt;“ er will sie gerade so gefunden haben, wie sie ehemals gesungen wurden: „die lieder können ihrer ursprünglichen fassung nicht ferner stehn, als etwa ein lied *Walther's* oder ein höfisches märe, oder sonst irgend ein schriftlich überliefertes werk; das nicht zu glauben sei thöricht!“ — Vergl. *Müllenhoff* p. 25 und 26. Hier übertrifft der schüler den meister bei weitem. Wenn *Müllenhoff* die beobachtungen *Lachmann's* so „erweitert“, wird er die hauptsache kurios „ins reine bringen“. Zum schlusse dieses allgemeinen nachweises der widersprüche in der bisherigen kritik der Nibelunge von seiten *Lachmann's* und seiner schule lasse ich noch einige worte über einen gegenstand folgen, der für die neu zu gewinnende ansicht, wie man sich die entstehung des gedichtes zu denken habe, nicht ohne bedeutung ist. In den allgemeinsten zügen hat bereits *Zarncke* p. 12 die neue art der entwicklung skizziert: lieder und sage von den Nibelungen boten den stoff zu unserm epos, dessen sich ein grosser dichter bemächtigte und daraus sein gedicht schuf nicht anders, als *Wolfram von Eschenbach*, *Hartmann von Aue* und *Gottfried von Strassburg* mit den fremden stoffen thaten.

Durch diese auffassung, heisst es nun, kommen wir auf einmal um unser schönes volksepos; die Nibelunge tritt dann in eine reihe mit den grossen

kunstepen und wir sind wieder um die freude, etwas nationales in dem einzigen gedicht zu besitzen, ärmer geworden. Den mir unbegreiflichen irrthum unternehme ich im folgenden zu berichtigen: die eintheilung des epos in ein volks- und kunstepos kann weder durch die art der erzeugung noch durch die verschiedenheit der form gerechtfertigt werden, sondern muss in jedem falle auf der verschiedenheit des inhalts beruhn. Ob ein einzelner einen erfundenen oder historischen stoff zu einem gedichte gestaltend ein epos schafft, oder ob ein solches durch verbindung von einzelnen volksliedern zu stande kommt, das ist für die begriffsbestimmung, um die es sich hier handelt, durchaus gleichgiltig; denn die entstehung eines dinges hat mit dem begriffe, unter den es fällt, nichts zu thun. Es wird ja auch für das volksepos einheit des stoffes und der behandlung gefordert, wenn es ein kunstwerk sein soll und in der that würde ein sammler und ordner von volksliedern immer selbst als dichter erscheinen müssen, weil er den kunstforderungen doch auch genüge zu thun hätte. Was die form betrifft, so ist es ja geschichtlich, dass es kunst- und volksepen gibt, die dieselbe form haben. Das unterscheidende merkmal des volks- und kunstepos wird also, wenn die eintheilung überhaupt gerechtfertigt sein soll, in dem inhalte liegen. In bezug auf diesen wird nur das ein volksepos genannt werden können, das in realer wie idealer hinsicht auf dem gesamten volksbewusstsein beruht, also auf der im volke fortlebenden sage und auf der gesamtheit der idealen anschauungen — im unterschiede vom kunstepos, das einen erfundenen oder historischen, aber dem volksbewusstsein ferner liegenden stoff behandelt und durch diesen mehr die indi-

vidualität des dichters zur anschauung bringt. Das volksepos wird daher objectiv, das kunstepos subjectiv sein müssen; das volksepos wird die ideale auffassung des lebens, wie sie dem ganzen volke eigen ist, darstellen, im kunstepos wird das ideale moment sich mehr nach der subjectivität des dichters bestimmen. Da aber der dichter, er mag sich nun mit seiner begabung über seine zeit oder mitten in sie stellen, niemals die ihm gegenwärtige bildung seines volkes verläugnen kann, da sein eigenes leben immer durch das der nation Bestimmungen erhält, so wird er auch in seinen werken, das was man allgemeines volksbewusstsein nennt, in jenen beiden fällen weniger oder mehr objectiv abbilden und es wird sich demnach in der wirklichkeit keine haarscharfe grenze zwischen beiden arten des epos ziehn lassen. In der wissenschaftlichen begriffsbestimmung wird der stoff allein den unterschied bedingen und auch für die form maassgebend sein; die persönlichkeit des dichters, der nur seines volkes denken und handeln widerspiegeln will, kann erst zweiten ranges in betracht kommen. Aus diesem gesichtspunkte gesehn wird die Nibelunge recht gut auf eine linie mit den übrigen epen zu stellen sein, ohne dass ihr dadurch der nationale character geraubt wird. Die beherzigung dieser andeutungen muss dem ganz besonders empfohlen werden, der die entstehung des gedichtes in neuer weise erklären will.

II.

Im allgemeinen wären nun die theoretischen widersprüche in der kritik *Lachmann's* respective seiner schule nachgewiesen; es wird jetzt darauf ankommen, zu zeigen, dass in der als thatsache vorliegenden auf jene kritik gebauten ausgabe der Nibelunge die anwendung der besprochenen hauptsätze zu sehr zahlreichen factischen widersprüchen geführt habe; ich will daher in diesem theile meiner arbeit versuchen, darzuthun, dass gerade die echten strophen *Lachmann's* sehr oft auf bedeutende ganz unerträgliche lücken ausdrücklich hinweisen, dass also die kriterien nach denen verfahren ward, nicht stichhältig sind, dass sonach *Lachmann* nicht „echte“ volkslieder für solche ausgegeben habe. Einige auffallende beispiele mögen genügen; denn eine erschöpfende darstellung sämtlicher widersprüche würde ein dickes buch bilden und nicht gelesen werden; sind einige besonders schlagende fälle aufgeführt, so wird niemand den *Lachmann'schen* text ferner für den allein verlässlichen halten.

1. Lied. Der gewisse rasche und herbe ton (vergl. Anm. zu den Nibel. zu str. 60, I. lied), der in diesem liede herrschen soll, wird durch meine darlegung, wenn sie giltig ist, leiden, allein vielleicht verliert auch das lied etwas von seiner gemachten herbheit.

Ueber den eingang str. 1 — 13 hat prof. *Zarncke* so klar und überzeugend gesprochen, dass ich nicht wage, ein wort davon zu tilgen, sondern den leser freundlich bitte, bei ihm (zur Nibelungenfrage p. 33 — 38) nachzusehn.

Betrachten wir nun die str. 16 — 21 incl. Str. 16 stellt die mutter Uote ihrer tochter Kriemhilde, die „immer âne recken minne sîn“ will, vor, dass sie nur „von mannes minne zer werlde herzenlîche frô“ werden könne:

„Nu versprich ez niht ze sêre“ etc.

Lachmann reisst uns von da sogleich mit gewalt-samer raschheit hinweg und schliesst str. 20 an:

„Dô wuchs in Niderlanden“ etc.

Es fragt sich, ob die str. 17 — 20 in den text nicht gehören oder ob sie eben so nothwendig wie str. 16 und 20 vorhanden sein müssen?

Da wir ein geschwornengericht in einer sache der wissenschaft füglich nicht können entscheiden lassen, so müssen wir uns bloss an das halten, was uns logik und grammatik zur beurtheilung bieten. Den anhaltspunkt hiefür wird uns die partikel: dô geben, welche, wie *Benecke* (vergl. wörterb. sub. ead. voc.) gerade zu unserer stelle bemerkt, die zeit zu der das ereigniss statt findet, bezeichnet: „damals wuchs“ etc. Dieselbe bedeutung hat die partikel bei *Grimm* gr. 3. 169. Vergl. dazu wörterbuch zu der Nibelunge Nôt v. A. *Lübben* *). Steht dies fest, so muss strophe 20 nothwendig auf eine vorausgehende bezogen werden, in welcher die zeit näher bestimmt wird, zu der das nun folgende statt fand. Wie verhält es sich also mit dieser beziehung im vorliegenden

*) Das ist, abgesehn von der selteneren adversativen bedeutung der conjunction, noch hinzuzufügen, dass die demonstrative kraft, die in ihr liegt, immer eine beziehung auf eine vorausgehende, der dauer nach dem folgenden entsprechende, zeitreihe erheischt; diese beziehung tritt selbst dann ein, wenn eine ganz neue gedankenfolge beginnt, in welchem falle dô auf eine dunkle zeit, an deren genauer angabe nichts liegt, hinweist.

falle? Man lasse str. 20 unmittelbar auf str. 16 folgen: Uote belehrte Kriemhilde: du wirst nur durch die liebe eines edlen mannes recht vom herzen froh werden: damals wuchs Siegfried auf. — Wodurch ist hier die zeit bezeichnet, in die Siegfrieds jugend fällt? Dadurch dass eines tages die mutter zur tochter spricht: „Verrede es nicht zu sehr, einen mann lieben zu wollen; nur so kannst du glücklich werden.“ — Ja, wird man einwenden: die partikel ist auf sämtliche vorhergehenden strophen zu beziehn etwa: zu der zeit, als Kriemhilde jenen traum hatte, den ihr die mutter deutete, während die frauen „so manchen lieben tag verlebt“ — wuchs Siegfried auf; ganz richtig; das heisst aber nichts anders als: die beziehung des dô auf eine länger andauernde zeit ist anerkannt und eine gesunde logik wird die kluft wenigstens durch einige zeilen ausfüllen, sobald die partikel einmal steht. Oder erlaubt sich vielleicht das volksgedicht nicht bisweilen solche sprünge? Allerdings, nur haben wir hier keinen, weil die erfüllenden strophen factisch vorhanden sind. — Wären str. 17 bis 20 wirklich von einem interpolator, so hätte dieser den dichter corrigiert und ihm ein schlechtes compliment gemacht; denn er hätte viel feiner und richtiger gedacht als der verfasser des liedes und auch als *Lachmann*, dem es um die herbheit der gedanken zu thun war, von der das volksepos wenig weiss.

Es wird aber jedem auffallen, warum denn doch *Lachmann* gegen diese gründe den zusammenhang störte? Er fand in str. 16 den überschlagenden reim: belîben: wîben; leide: beide als zeichen der unechtheit; dies kriterium wandte er hier mit aller strenge an, obschon er es im 20. liede gänzlich und auch sonst bisweilen aufgibt. — Vergl. *Holtz-*

mann: Kampf etc. p. 37. Ausserdem hat er nichts auszusetzen; nur scheinen ihm die zeilen etwas weicher als die übrigen und gehören einem nachbesserer an, dem es „passlich deuchte,“ am anfang den grundgedanken der sage (warum nicht des gedichtes?) in dem sprichworte „nach liebe leid“ auszudrücken. Dass doch der nachbesserer so oft gerade das „passliche“ findet! — Man hat wol gesagt, Kriemhilde rede str. 16 altklug; allein kann sie denn auf die am schlusse trübe deutung des traumes anders? Nach 14, 3 — 4 muss sie so erwidern.

Will man schon einzelne lieder annehmen, so ist gewiss nichts einzuwenden, wenn man str. 13 — 20 excl. als solches betrachtet; es enthält eine in sich abgeschlossene erzählung und bildet noch dazu eine heptade! Mit str. 20 beginnt jedesfalls ein neuer abschnitt, in den hss. „âventiure von Sîfride“ überschrieben. Bedenkt man diese punkte und hält die *Hahn'sche* ausgabe der echten str. dem entgegen, so kann man sich nicht genug über den einfall verwundern, wie so unbedingt zusammengehöriges ohne grosse überlegung zerhackt werden konnte.

Die folgenden str., welche auch ohne die 17. den übergang gut vermitteln würden, leiden zwar nicht an dem gebrechen des innern reims, finden aber doch keine gnade.

Str. 18 wird verworfen, weil ihr inhalt str. 47 bestimmter wiederkehrt; allein dagegen ist zu fragen warum lässt man nicht lieber str. 47 weg und nimmt dafür nicht die hier am besten vermittelnde auf? Der sinn würde keineswegs leiden, wenn 18 stünde und 47 ausfiele.

Was *Lachmann* weiter gegen diese str. vorbringt, ist unklar ausgedrückt: „es wäre wunderbar, wenn nach-

dem von Kriemhilde gemahl schon gesprochen ist, von Siegfried 20 neu angehoben würde.“ — Von Siegfried kann nicht neu angehoben werden, weil noch gar nicht von ihm angehoben ist; wir kennen ihn ja noch nicht, wir wissen nur überhaupt von einem künftigen gemahle Kriemhildens; wer er sei, sollen wir erst erfahren; es heisst nur ganz unbestimmt, dass sie „eins vil guoten rîters wîp“ wurde. — Einen widerspruch wird man im gedichte nicht finden, wol aber bei *Lachmann*.

Str. 19 fällt mit 18 als trockene schlusstrophe des 1. abschnittes vorzüglich desshalb, weil in ihr auf den „endlichen ausgang hingedeutet wird, wie es sonst in dem I. liede nicht weiter geschieht,“ was beiläufig gesagt, falsch ist; denn str. 71 desselben liedes wird wie im gedichte noch oft auf das tragische ende hingedeutet; es zieht sich ein leiser hauch des wehes, das zuletzt über alle helden hereinbricht, durch das ganze. Gerade aus diesem grunde haben solche wiederholungen ihre volle berechtigung, sonst müssten sie hauptsächlich der wiederholung wegen ausfallen. *Lachmann* gibt das nicht zu und vermag eben desshalb die echte str. 71 (vergleich anmerk. zu derselb.) nicht aus „den echten liedern“ zu erklären, weil ja der dichter des 1. liedes nichts vom 20. wissen darf! Es soll bloss der abschied mit gewöhnlichen farben geschildert werden und das thut denn der dichter ohne etwas dabei zu denken so:

Ez was leit den recken,	ez weinte ouch manec meit.
ich wæne, in hete ir herze	rehte daz geseit,
daz in sô vil der friunde	dâ von gelæge tôt.
von schulden si dô klageteten:	des gie in wærlîchen nôt.

Diese unerklärlichkeit liess der sonst kluge sammler stehn und kein verbesserer kam darauf, dass die

leute eigentlich ganz umsonst weinen, obschon die ursache jedem in die augen springt. So *Lachmann*! —

Die str. 23 bis 45 enthalten die erzählung von der festlichkeit bei Siegfrieds ritterschlage; *Lachmann* hält diesen abschnitt für ein eingeschobenes stück, lässt aber unentschieden, ob es ein anderes lied oder ausbildung des I. sei; hauptgrund der verwerfung ist ihm, dass man durch die str. genöthigt werde anzunehmen, Siegfried's reise nach Burgund sei seine erste ausfahrt gewesen. Dass Siegfried als er nach Burgund zog, nicht das erste mal ausfuhr, ist gewiss; es stünde dies mit 102 im widerspruche; allein es fragt sich, ob wir die str. nicht als episode, das wichtigste ereigniss seiner frühen jugend schildernd, recht gut ertragen könnten? Das epos kann rückwärts schauen, so oft es angeht und da dies stück möglicher weise sogar ein anderes lied ist, so sehe ich keinen grund ein, warum man es für unecht erklären sollte. Und wohin ist es denn eigentlich eingeschoben, wenn wir bloss aneinander gereihte lieder vor uns haben? Von einem liede ist keine rede; also kann es nur in eine frühere abfassung des aus einzelnen liedern entstandenen gedichts geschoben sein. Dann ist es entweder kein selbstständiges lied, in welchem falle sich *Lachmann* definitiv entscheiden musste, oder es steht für sich da und kann so gut wie andere, die weit weniger fest zusammenhängen, hier seinen platz haben. Es wäre doch wol am vernünftigsten zu sagen: das gehört auch unter die stücke, durch deren aneinanderfügung die Nibelunge entstand, wenn man schon keine andere erklärung der entwicklung geben will. Hier hat also *Lachmann* selbst nicht die entscheidung zwischen echtem und unechtem gewagt, folglich geräth er in einen eclatanten widerspruch, wenn er bloss 20 lieder für echt ausgibt.

Str. 48 wird für unecht gehalten, weil sie durchaus müssig sei und aus vier unverbundenen und schlecht zusammen gestellten sätzen bestehe, die ausdrücklich nur das sagen sollen, was 49, 2 vorausgesetzt wird, dass Siegfried sich zu vermählen willens ist. Der 2. grund ist jedoch ein nichtiger, die strophe zu verwerfen, denn 182 stehn gerade vier solche unverbundene sätze, eben so 186 und noch öfter; trotzdem werden diese str. beibehalten. Aber auch nicht durchaus müssig ist die str., obschon wir im folgenden von Siegfried's absicht unterrichtet werden; sie muss vielmehr stehn wegen des dativs „im“ in str. 49. Man kann wol sagen, die beziehung auf Siegfried sei sehr einfach; vorher steht, dass Kriemhilde bisher die liebe aller, die sich um sie bewarben, verschmäht habe und dass sie den noch nicht kannte, dessen weib sie werden sollte; das im kann sich also nur auf den der Kriemhilde unbekannten mann beziehen, von dem auch wir noch nicht wissen, warum ihm auf einmal seine dienstmannen rathen. Das gedicht spart durchaus nicht mit namen; und wäre str. 48 Siegfried nicht genannt worden, so stünde gewiss jetzt: „Sîfride rieten“ etc. Gienge die str. nicht voraus, so würden mir die mâtge mit ihrem rathe allzu rasch bei der hand zu sein scheinen. Ferner, wozu dann das sît? — Die beziehung wird ganz plan, wenn man die str. gelten lässt: Kriemhilde verschmähte ihre freier; da dachte auch Siegfried an eine brautwerbung; ihm rieten nun etc.

Aus einem sonderbaren grunde wird str. 50 getilgt: weil nämlich das wort „keiser“ sonst in unsern liedern nicht mehr erscheint (*W. Grimm* bestätigt das nichtvorkommen des wortes in der Nibelunge), gehört die str. unter die interpolierten. — Da indess *Wacker-*

nagel (wörterb. p. CCCXXI) belege genug für dasselbe bringt und da es auch in andern deutschen sagenkreisen, wie *Lachmann* zu unserer str. bemerkt, gar nicht selten ist, so darf man aus diesem grunde allein die str. nicht streichen; man müsste consequent zb. auch 819 wegen des nur einmal vorkommenden bâgen und so noch gar viele verwerfen. Im gegentheile: es wird hier durchaus eine stelle erfordert, welche etwas über Kriemhilde aussagt, sonst ist die folgende str. 51 unerklärbar. Ueberhaupt ist sie noch gar nicht verstanden, wie bei *Lachmann* die interpunction zeigt; diese ist so zu machen:

disiu selben mære gehôrte Sigmunt;
 ez reiten sîne liute, dâ von wart im kunt
 der wille sînes kindes; ez was im harte leit,
 daz er werben wolde die viel hêrlîchen meit.

Was herr prof. *Hahn* in der recension der Kudrun (Hall. allg. litt. zeit. 1837 nro. 12) sagt, dass zuweilen zwischen zwei prædicat ein subjekt oder ein objekt so gefügt werde, dass dadurch 2 sätze zu einem verwachsen und was er (gedichte des 12. und 13. jhd. p. 137) dahin ausdehnt, dass sogar das die prædikate verbindende wort zugleich subjekt und objekt sein könne, beruht, so viel aus den beispielen zu ersehn ist, auf einem irrthume, der darin besteht, dass man der gedankenlosigkeit des schreibers mehr zutraute als dem sprachgeiste; die deutsche sprache sträubt sich gegen ein solches durchaus unlogisches zusammenpressen von sätzen. Daher lese ich in unserer str. lieber: ez was im harte leit, weil der schreiber ungrammatisch genug construierte: der wille sînes kindes was im harte leit, dabei jedoch übersah, dass das subjekt zu: ez was etc. erst im folgenden verse durch den satz: daz er werben etc. ausgedrückt

wird. Obige regel ist also falsch: wir haben nicht 2 prädikate und dazwischen ein subjekt, sondern wie überall 2 subjekte und 2 dazu gehörige prädikate. So steht es auch mit dem dort citierten beispiele (kindheit Jesu p. 99, 24 — 26): daz chint uz dem wage hiez fliezzen die vische des niht enliezzen, wofür einfach zu lesen ist: die vische die des niht enliezzen, was metrisch ganz gleich ist mit 99, 51: daz begund ienem harte versmâhen. Der schreiber hat auch hier vers. 26 als für sich bestehend angesehen und dann mit recht das relative die ausgelassen. Aber die curiositäten-sucht hat, lustig genug, indem sie auf den todten buchstaben mehr baute als auf den geist der sprache, ein versehn des abschreibers zu einer monströsen regel erhoben. Nach diesem zur herstellung des textes, wie ihn A. Jh. wirklich bieten, nothwendigen excurse lasse ich meine erklärung der stelle folgen:

„Disiu selben mære“ darf in keinem falle bezogen werden auf str. 49, so dass der sinn wäre: „Den entschluss Siegfrieds und den rath, den ihm seine dienstmannen gegeben, erfuhr Sigmund; denn es sagten ihm das seine hofleute und so ward ihm die absicht seines sohnes bekannt.“ Eine unerträglichere kantologie wäre gewiss noch nicht dagewesen. — Die sache ist vielmehr die: Disiu selben mære bezieht sich auf str. 50, in welcher von der ausserordentlichen schönheit Kriemhildens die rede ist, die einem bewerber leicht gefährlich werden konnte; desshalb steht der plur: mære. Ich erkläre folglich: darum ward es Sigmund leid, dass Siegfried um Kriemhilde werben wollte; sonst halten wir den vater für einen sauertöpfischen alten, der ohne grund dem sohne die werbung verleiden will. Gehôrte ist als plusq-

perf. zu fassen; ez kann unmöglich mit dem plur. disiu etc. verbunden werden; es bedeutet ein einzelnes: diese absicht Siegfrieds, gerade wie 52, 1: ez gefriesch ouch Siglint: diesen entschluss erfuhr auch Siglinde. Nun entspricht dem obigen plur. mære in 52, 3 ein ganzer satz: wan si wol erkande Gunthern und sîne man. Siglinde hat doch wol denselben grund zur befürchtung wie Sigmund; dieser grund wird oben durch den plur. mære, hier durch einen satz ausgedrückt. Diese chiastische stellung hat man bis jetzt übersehn und dann freilich das vermeintliche abspringen des plur. in den sing. als eine mittelhochdeutsche eigenthümlichkeit hingestellt.

Ueber str. 61 — 68 hören wir *Lachmann* (Anm. zu str. 60) so urtheilen: „Das folgende hat nicht den raschen und etwas herben ton dieses liedes. Dass Siegfried zu seiner mutter geht und um kleider für seine gesellen bittet, wird nicht passend ausführlich erzählt, nachdem schon gesagt war dô gap man sînen degenen ze kleidern grâ unde bunt. Der gesellen waren 60, 2 nur elf, hier 65, 3 sind es 12. Uebrigens sind diese str. nicht schlecht und waren gewiss schon im volksgesange, ehe das lied in unsere sammlung kam.“ Nach letzterem geständnisse werden wir es am besten mit dem stücke so halten wie mit 23 — 45; wozu das, was bei abfassung der als echt erkannten lieder auch schon echt war, verwerfen, wenn nicht besondere gründe dazu zwingen? Solche gibt es aber hier nicht; denn was von dem raschen und etwas herben tone zu halten sei, wissen wir schon und was den widerspruch 60, 2 und 65, 3 die zahl der helden betreffend angeht, so ist bloss zu bemerken, dass die bessere und ältere hs. C ihn nicht hat; es heisst

dort immer nur, dass Siegfried mit 12 helden ausgezogen sei. Ferner, die concinnität verlangt sogar diese str. mit recht: Siegfried hatte im vorhergehenden str. 53 — 61 dem vater seinen festen entschluss auseinander gesetzt; ist es nicht natürlich, dass er ihn der mutter, die zu trauern beginnt, als sie davon hört, auch und zwar in milderer form vortrage? Edlere und reizendere gegensätze als hier werden im ganzen liede selten mehr zu treffen sein. Dass die helden „ze kleidern grâ unde bunt“ erhielten, verhält sich richtig, nur möge man bedenken, dass grauwerk und buntwerk „ze kleidern“ noch lange nicht „rîterlîch gewant“ sind; die anfertigung der ritterkleidung wird jetzt erst den frauen übertragen. (Vergl. *Max Rieger*: zur kritik p. 87, wo gesagt wird, dass C von einem kopflosen erzähler herstamme! —) Am auffallendsten ist aber folgende stelle, an der man recht deutlich sehn kann, dass *Lachmann* die gewonnenen kriterien über alles, selbst über die wahrung des guten sinnes giengen: Str. 87 lautet:

Alsô sprach dô Hagene.	ich wil des wol verjehen,
swie ich nie mêre	Sîvriden habe gesehen,
sô wil ich wol gelouben,	swie ez dar umbe stât,
daz ez sî der recke	der dort sô hêrlîchen gât.

Lassen wir darauf sogleich str. 102 folgen:

Wir sulen den jungen hêrren	enphâhen dester baz,
daz wir iht verdienen	des snellen recken haz.
sîn lîp der ist sô schoene,	man sol in holden hân:
er hât mit sîner krefte	sô manegiu wunder getân,

so werden zwei fragen wol erlaubt sein: 1) warum Hagen, „dem diu rîche und elliû vremdiu lant kunt sint“, dem kônige, der ihn geflissentlich holen lässt, nicht die genaueste auskunft über die helden gebe und 2.) vor allem: wie kommt Hagen dazu, dem

könige einen um so ehrenvolleren empfang der helden, besonders Siegfrieds zu empfehlen, damit man sich nicht die feindschaft des „snellen“ (streithaften) recken zuziehe? — Wäre es schon an sich unwahrscheinlich, dass Hagen, nachdem er Siegfrieden erkannt hat, so wenig von ihm berichtet, so ist es vollends lächerlich, dass gerade er ohne allen grund dem könige sagt, es sei gerathen, die fremden wol aufzunehmen, sonst könnte der besuch am ende übel ausgehn! — Lächerlich ist es auch, dass *Gunther*, der noch gar nichts von Siegfried weiss, nicht weiter fragt, warum es Hagen diessmal mit dem empfang so genau nehme. Man halte, um es sich recht klar zu machen, wie sehr die unebenheit auffalle, zusammen:

str. 87, 4 der recke dort sô hêrlîchen gât und

102, 2 daz wir iht verdienen des snellen recken haz.

Fürchten sich denn die Burgunden vor der herrlichkeit Siegfrieds? Was für kindische helden hat doch *Lachmann* durch seinen text geschaffen! Soll 102 stehn bleiben, so muss früher erzählt werden: von Siegfrieds kampf mit den Nibelungen und Alberich, von seiner besiegung des drachen, in dessen blute er sich badete und von der daraus erfolgten unverwundbarkeit; nur in diesem zusammenhange wird die stelle erklärbar: Siegfried ist unbesiegbar durch seine stärke und unverwundbar dazu, so dass ihn „kein wâfen snîdet“; darum sollen wir ihm einen vorzüglichen empfang bereiten, damit wir nicht seinen zorn auf uns laden. 102, 3 und 4 fasst noch einmal alle vorzüge Siegfrieds zusammen:

sîn lîp etc.

er hât mit sîner krefte etc.

Selbst wenn man behaupten wollte, dass v. 3 und 4 zu 1 und 2 in causalem verhältnisse stehn, so hätte

auf 4 Gunther vernünftiger weise fragen müssen: Was sind denn doch das für wunderdinge, die Siegfried vollbracht hat?

Dass Hagen 90, 2 und 93, 1 sich der sonst nur vom dichter gebrauchten formeln bedient: „nu hoeret wunder sagen“ und „sô wir hoeren sagen,“ eignet sich nicht, einen einwand gegen die str. abzugeben: denn was von Siegfried erzählt wird, ist wirklich so wunderbar, dass Hagen es ganz passend finden muss, die zuhörer durch diese einleitenden worte darauf vorzubereiten; da er ferner die thaten S. nur vom hören-sagen kennt, so ziemt ihm wol auch 93, 1. Wahr ist's, dass dem charakter Hagen's bündige kürze in seinen reden entspreche; allein hier soll er auf befehl des königs den haupthelden unseres liedes schildern, gegen den ergrimmt zu sein kein grund für ihn vorliegt. Uebrigens bin ich weit entfernt davon, die strophen gerade in der fassung, wie sie *Lachmann* gibt, vertheidigen zu wollen; sie mag herstellen, wer dazu berufen ist; vor der hand genügt es zu wissen, dass die klaffende lücke nicht wegdisputiert werden könne.

Nicht minder auffällig erscheint die leere zwischen str. 109 und 118. Wir haben folgende scene: Siegfried, der die eigentliche absicht bei seiner ausfahrt noch verheimlicht, kündigt in seiner kühnheit den Burgunden kampf um land und leute an:

Nu ir sît sô küene	als mir ist geseit,
nune ruoche ich ist ez iemen	liep oder leit,
ich wil an iu ertwingen	swaz ir muget hân,
lant unde bürge,	daz sol mir werden undertân.

Lachmann lässt alsbald den helden Ortwin nach schwerten rufen und den könig sich ärgern, dass Hagen so lange geschwiegen habe:

Nâch swerten rief dô sêre	von Mezen Ortwin:
er mohte Hagenen swestersun	von Tronje vil wol sîn:
daz der sô lange dagte,	daz was dem kûnege leit.

Nun durfte aber wol Hagen, falls er den anstand nicht gröblich verletzen wollte, die rede Siegfrieds bis str. 109 nicht unterbrechen, weil bis dorthin nicht beleidigendes darin lag; man wird doch an dem fein gebildeten hofe Gunther's einem vornehmen fremden herrn bei seinem ersten auftreten einige worte erlauben, deren Siegfried wahrhaftig nicht zu viele macht. Hat also Hagen einen grund, sich absichtlich ruhig zu verhalten, während Siegfried str. 109 spricht, so kann er unmöglich schon zu lange geschwiegen haben (dagte in der bedeutung des plusqperf.) und eine aufforderung zum dareinschlagen, wie sie nach *Lachmann* sofort ergeht, wäre der damaligen hoch ausgebildeten höfischen sitte schnurstracks zuwider. Die str. scheinen zwar auch ihm keineswegs verwerflich und doch verwirft er sie! Warum?

Der grund, auf den er am meisten nachdruck legt, dass Hagen str. 113 „widerredet“ und also str. 118 nicht lange geschwiegen habe, fällt in nichts zusammen; 1.) denn Hagen spricht str. 113 wirklich gar nicht, sondern Gernôt allein; jener verhält sich also in der that schweigend und 2.) haben CD dem gemäss vollkommen richtig statt: daz widerredet Hagen die la.: daz widerredte aleine der hêrre Gêrnot zehant. Vergl. *Max Rieger* p. 34: „angemessen spart hier C die erwähnung Hagen's, da im folgenden nur die worte Gernots mitgetheilt werden.“

Ganz kleinlicher weise nimmt *Lachmann* anstoss, dass sich str. 110, 1 die mannen des königs über Siegfrieds rede verwundern, da es doch erst zeile 4 ders. str. heisse: daz hôrten sîne degene. Wie

sehr oft ist *hôrten* als *plusquamperf.* zu fassen, wornach sich der gute sinn leicht ergibt: sie staunten, dass Siegfried so schroff auftrete; ihr groll stieg aber erst auf, als sie die rede zu ende gehört hatten. Wir haben hier zwei wesentlich verschiedene gemüthstimmungen zu erklären, die beide durch Siegfrieds worte hervorgerufen werden; der übergang vom staunen zum zürnen kann wol psychologisch nicht besser motiviert werden, als wenn die ursache des grimms: daz *hôrten* *sîne degene* nachdrücklich wiederholt wird. *Lachmann* hat dies verhältniss, was klar in der doppelphrase: als er hie vernam und daz *hôrten* *sîne degene* ausgedrückt ist, übersehn und desshalb die str. nicht verstanden. — Freilich äussern die helden ihren zorn erst str. 115; es steht aber auch von sofort erfolgten ausbrüchen desselben keine sylbe in str. 110, die sich lediglich auf die ersten regungen ihres unmuthes bezieht.

Was die verwirrung im gebrauche der anrede betrifft, so kann sie, wie *Holtzmann*: kampf etc. p. 39 sehr gut gezeigt, kein kriterium der unechtheit abgeben, weil sie in den echten str. eben so gross ist wie in den unechten; dem 20. liede ist sie überdiess anstandslos gestattet. Vergl. *Lachmann* anmerkungen zu den Nib. p. 255. Somit sind alle einreden *L.* gegen dieses „einschiebsel“ beseitigt; es könnte folglich „als werk eines (nicht jüngern) sängers“ so gut stehn wie die werke anderer; es muss stehn bleiben, weil wie gesagt str. 118 ohne dasselbe einen unsinn enthielte. Mit str. 129 schliesst *L.* bekanntlich das erste lied ab; nun folgen aber in den hss. noch str. 130—138 die wegen ihrer weichheit und langsamkeit verworfen werden, obschon sie „nicht eben schlecht sind.“ Das kriterium des weichern und langsamern

ist jedoch kein wissenschaftliches und kann nicht entscheiden, ob eine ganze reihe von str., die einen passenden abschluss zum ganzen gewähren, ausgelassen werden soll oder nicht. Die frage, um die es sich hier allein handelt, ist vielmehr die: Steht der mit str. 129 abgegrenzte schluss des liedes im einklange oder widerspruche mit seinem eingange und seiner anlage? Siegfried ist auf werbung um Kriemhilde ausgezogen; darf man nun erwarten, dass er am hofe Gunthers nichts anderes thun werde, als was str. 129 besagt? Darf er seinen eisenfesten entschluss, seine allen hindernissen trotz bietende absicht so ganz vergessen, wenn wir nicht einen läppischen knaben an ihm haben wollen, den allerhand spiel und kurzweil ausschliesslich beschäftigt, den Kriemhilde jetzt so wenig kümmert als ehemals, bevor er von ihr hörte? Nimmermehr; die aventure erreicht ihr ende schicklich nur im hinblick auf das liebende paar; sonst ist sie nutzlos angelegt. Diese betrachtung führt noch zur besprechung der innern einheit des liedes, die nach *Müllenhoff* p. 29 „in dem gegensatze zwischen den charakteren Siegfrieds und Kriemhildes zu suchen sei.“ Ein vagere behauptung dürfte sich in *M.* schrift weiter nicht finden. — Siegfried glüht von kampfeslust und sprüht in jugendkraft und übermuth, während Kriemhilde durch mädchenhafte scheu und zartheit gewinnt. (Beiläufig mag bemerkt werden, dass der echt weibliche, weiche charakter Kr. in direktem widerspruche steht mit dem herben tone des liedes). Gegensätze sind also gewiss vorhanden, aber sicherlich noch keine andern als die zwischen den idealen des mannes und weibes; laufen die linien beider bloss parallel neben einander, werden die licht- und schattenpartien nicht glücklich bis zum einheitlichen schmelz durch-

geführt, kurz bleiben die gegensätze ohne vermittlung, so entsteht daraus eine zwar schöne charakterschilderung aber gewiss kein volkslied.

Das volkslied wie jedes selbstständige gedicht strebt eine bestimmte einheit an, die in ersterem durch eine wenn auch noch so knappe darstellung irgend einer handlung erzielt wird; es enthält ein centrum, bis zu dem die erzählung steigt und wo sie meist schnell abbricht; ohne ein solches kann es als ganzes nicht gedacht werden. Dass ein so beschaffener mitelpunkt (etwa die brautwerbung) in unserem gedichte nicht liege, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden; Kriemhildens traum, Siegfrieds jugend, seine ausfahrt und ankunft in Burgund, sein aufenthalt daselbst ohne dass er Kriemhilde zu sehn bekömmt, stehn nur als vorbereitende momente eines grössern ganzen da; das erste lied bildet, wenn man will, ein capitel des buches, eine aventiure der erzählung, einen gesang des epos — kann aber als für sich bestehende einheit, als lied, dem nichts zu folgen brauchte, nimmermehr angesehen werden. Wer sich einredet, daran ein volkslied zu haben, gibt sich einer selbsttäuschung hin, um die er nicht zu beneiden ist. Vergl. darüber *Müllenhoff* p. 32, wo das 2. lied als eine fortsetzung des ersten aufgefasst wird. —

Man wird aus dem bisherigen entnommen haben, wie *Lachmann* seinen beiden grundtönen dieses liedes: der hast und herbheit guten zusammenhang und schöne abrundung geopfert habe und wird sich wol hüten, bei ihm nur echtes zu suchen.

Aehnlich verhält es sich mit dem **II. liede**. Den unechten str. dieses volksliedes, dessen grundton *L.* schon früh herausgehört haben will, gereicht zum verderben 1. vor allem wieder der innere reim, dann 2.

die namentliche erwähnung der burgundischen helden und 3. leerheit des inhalts, die hauptsächlich durch allgemeine formeln in der letzten zeile fühlbar werde; alle diese dinge, heisst es, kommen immer in einer und derselben str. meist zusammen vor. —

Das erste kriterium entscheidet wie früher auch hier nichts; das zweite könnte in's gewicht fallen, wenn sich nicht von einigen verworfenen str., in denen burgundische helden erwähnt werden, streng nachweisen liesse, dass sie unbedingt beibehalten werden müssen, und wenn es nicht an und für sich widersinnig wäre, dass in einem so gewaltigen streite ausser Siegfried kein anderer held so gekämpft haben sollte, um einer namentlichen erwähnung würdig zu sein. Dazu kommt noch dass im 1. und 3. liede die namen der burg. helden keinen anstoss erregen. Damit ist zugleich widerlegt, was von leerheit des inhaltes gesagt wird und was den letzten punkt anlangt, so darf man nur die endverse echter str. vergleichen, um eben so allgemeine formeln in menge zu finden zb. 160, 173, 194, 198, 202, 220, 229, 245, 247 etc. Uebrigens ist es falsch, wenn behauptet wird, dass alle 3 kriterien in den verworfenen str. zusammen kommen; denn 192, 195, 208, 218, 225, 228 werden bloss der darin erscheinenden namen wegen fallen gelassen.

Da aber L. einmal ausdrücklich für dies lied die eigenthümlichkeit in anspruch nimmt, dass darin ausser Gunther kein burgundischer held genannt werden dürfe, so muss er str. 176 und 177 aufgeben, obschon sie für den zusammenhang so unbedingt erfordert werden, dass ich unbegreiflich finde, wie er str. 178 an 175 reihen konnte. Das sô in 178 wie die ganze str. hat gar keinen sinn, wenn nicht vorher gesagt wird, dass die im kampf weniger erfahrenen die nachhut bilden

sollten. Kaum ist in sämtlichen liedern eine stelle, die schreiender darthäte, wie unkritisch *L.* in seiner kritik verfuhr. Nicht anders verhält es sich mit str. 179; 178 wird Siegfried gewaffnet; nun heisst es auf einmal, ohne dass er sich die mühe zu nehmen braucht, dem feinde entgegen zu reiten: *dô sach er her daz grôze.* — Die ausgelassene str., welche ihn wie jedes andere menschenkind auf dem streitrosse zum kampf ziehn lässt, kann nicht aufgenommen werden, weil leider Hagen und Gernot darin genannt sind; man wäre fast versucht, die herren Hagen etc. zum kukuk zu wünschen, weil sie ohne barmherzigkeit den context zerhaun. — In str. 224 weist der bestimmte artikel: *dô si den boten kommende etc.* auf str. 223 zurück, in welcher ausdrücklich von einem eigens an Kriemhilde abgeschickten boten die rede ist; gerade diese sendung wird besonders accentuiert und kann desshalb nicht aus str. 222: *die garzûne liefen* herübergedeutet werden. Die stelle ist von *L.* falsch gefasst worden, weil er nicht leiden mochte, dass str. 223 an 222 durch einen abhängigen fragesatz anknüpfe.

Indess lehrt diese verknüpfung augenscheinlich, dass beide str. zusammen gehören, weil sonst die eine wie die andere sinnlos wäre; die *L.*'sche interpunction freilich ist durchaus verkehrt und nur gemacht, um 223 absichtlich zu verschlechtern. Wir haben folgende scene: nach dem siege der Burgunden über die Sachsen werden sofort boten in die heimat gesandt; die frauen unterlassen nicht erwartungsvoll zu fragen, wie „gelungen wære des rîchen kûneges man;“ sogleich heisst man einen der abgesandten zu Kriemhilde gehn, die ihn „zir kemenâte komende“ sieht und da wie es der königs-tochter ziemt, eine besondere meldung vernimmt.

Str. 257 begehrt Siegfried „ouch urloubes,“ obschon str. 250, die nach *L.* unserer unmittelbar vorausgeht, mit keiner sylbe erwähnt wird, dass irgend jemand Gunthern in demselben anliegen gebeten habe; die verschmähten str. stellen den zusammenhang her: str. 256 wird nämlich erzählt, dass die zum kriege aufgebotenen helden mit der einladung heim reiten, nach sechs wochen zu einer festlichkeit am hofe Gunthers zu erscheinen; nun kann es füglich heissen, dass auch Siegfried sich zu verabschieden gedachte. Ueber diese zeitbestimmung kömmt *L.* nicht hinweg und räumt lieber die str. aus dem wege als dass er es versuchte sie genau zu besehn, ob die schwierigkeiten darin wirklich so gross seien. 196, 2 lässt schliessen, dass der krieg mit den Sachsen in den anfang des sommers abgesehn von der bestimmung des kalenders gefallen sei, etwa um ostern herum; denn in den worten: stieben dô began diu molte von den strâzen liegt gar keine hindeutung auf den hochsommer; nun sollen die helden 6 wochen darnach zu einer festlichkeit erscheinen, die nach 270 in die pfingstzeit fällt. Da aber *L.* jene worte ohne grund auf die heisse sommerzeit beziehn will, so bilden 6 wochen freilich eine zu grosse differenz zwischen beiden terminen. — Die übereinstimmung macht sich nach dem gesagten ganz leicht, besonders wenn man bedenkt, dass die zeit um das pfingstfest herum, vorzugsweise die nach demselben fallenden wochen, die allgemeine festzeit für die Deutschen war, dass also nicht von einem bestimmten tage die rede ist, wie ohnehin schon aus dem der zeitbestimmung vorgesetzten artikel folgt: „an einem pfingsten morgen“ etc. Einen widerspruch enthalten also die str. nicht; wenn einer hineingethan ward, so ist es eben zeit, ihn wieder zu beseitigen.

Im ganzen stellt sich das 2. lied ebenso wie das 1. als ein in sich abgerundetes und geschlossenes dar und vom ihm gilt nicht minder wie vom 20., dass es in der uns überlieferten form nicht gesungen ward; schlachten und kämpfe von der schilderung unserer âventiure eignen sich für den recitierenden vortrag nicht aber für den gesang. Die eigentliche streitfrage jedoch, welche dieses lied betrifft, ob es nämlich dem verfasser des 1. oder einem andern zuzuschreiben sei, ist bei *Müllenhoff* p. 31 noch lange nicht in erwünschter art erledigt, obschon er in unfehlbarer weise an die spitze seiner betrachtung den satz stellt: „die verschiedenheit des stiles und tones leuchtet ein“. Nur ist es wiederum merkwürdig, dass er sich also gleich selbst beschränkend hinzufügt: „nach der behandlung des auftakts, der cæsur, des innern verses mit den starken kürzungen und selbst nach dem wortgebrauch könnte man wol auf den gedanken kommen, das lied für ein jüngerer produkt des verfassers des ersten zu halten“. Der gedanke liegt freilich am nächsten; allein er wird der theorie *L.*'s geopfert und *M.* fasst sonach unser lied als eine fortsetzung des 1. auf, welches letztere der verfasser des 2. sehr wol gekannt habe (Vergl. p. 32). Wie sich die verschiedenheit beider anzeige? Aus den widersprüchen, die zwischen dem 1. und 2. bestehn sollen, wird geschlossen, dass jedes seinen eigenen verfasser haben müsse. Diese widersprüche sind bei *M.* doppelter art: reale und formale. Zu erstern gehören die im charakter Siegfrieds vorhandenen, dem im 2. liede „höfisch-ritterliche“ sinnesart beigelegt wird, während im 1. seine kraft, sein stolz und übermuth besonders hervortritt. — Das verhältniss beider charakterschilderungen, welches *M.* entgangen ist, offenbart sich nicht als eines

der verschiedenheit sondern als eines wie zwischen andeutung und ausführung, zwischen lebendiger kraft und folgender that, zwischen anlage und entwicklung: das lied ist nothwendig aus dem 1. erwachsen, es setzt jenes fort und ergänzt es. Siegfrieds reden im 1. liede wären ohne die bewährung im 2. eitle grosssprechereien und aesthetisch fehlerhaft; er kämpft aber hier wirklich gegen die Sachsen und beweist sich in der that also wie er im 1. verheissen; kurz er steht in diesem als held so einzig da wie in jenem. Wird man aber die feine durchführung eines ursprünglich einen gedankens unter mehre dichter vertheilen wollen? Wenn nun vollends der dichter seinen helden offenbar bloss abreisen lässt, um wie *M.* sagt, sein lied zu schliessen, so geht dies den charakter Siegfrieds, in welchem von „übergrosser bescheidenheit und höflichkeit“ nichts liegt, eigentlich wenig an; der dichter hat die absicht, Sigfrieds und Kriemhildens erste begegnung im 3. liede zu feiern; desshalb bricht er hier ab, sonst hätte er schon mit der nachricht vom siege der Burgunden recht bequem schliessen können.

Die formelle verschiedenheit des 2. liedes vom 1. wird von *M.* in folgender weise charakterisiert: „Es müsste sich auch der dichter des ersten, wenn er der verfasser des zweiten wäre, gegen früher auffallend in den reimen verschlechtert haben, die, was den wechsel betrifft, im zweiten so armselig und kunstlos behandelt sind, wie wol in keinem andern liede. Es ist erstaunlich, mit welcher sorglosigkeit die heauptung ausgesprochen und hingenommen wird. Ich möchte doch herrn *M.* bitten, den reimwechsel im 1. und 2. liede etwas näher anzusehn; ich habe mich die mühe des nachzählens nicht verdriessen lassen und gefunden,

dass im 1. liede 33 verschiedene reimausgänge auf 56 str., im 2. 40 auf 77 echte str. fallen, so dass sich das verhältniss herausstellt: $33:56 = 40:77$, ungefähr ausgedrückt: $1:2 = 1:2$, d. h. die abwechslung in den reimendungen ist in beiden liedern ungefähr gleich gross.

Das 2. lied hat 9 reimausgänge weniger als das 1. nämlich: noten, art, unt, emen, ât, aget, eht, un und agene: egene; dafür erscheinen im 2. folgende 16 neue reime: êr, at, olt, umen, uoc, iten, ôz, ît, anc, arc, ider, ol, ût, am, al, ên, so dass ein überschuss von 7 reimausgängen dem 2. liede zu gute kommt; dass viele von den allgemeinen formeln, welche darin allerdings häufig sind, auf rechnung des stoffes, also nicht auf die der geringern geschicklichkeit des dichters zu setzen seien, hat *M. a. c. o.* selbst anerkannt. Diese andeutungen mögen einstweilen genügen, das lied gegen eine voreilige trennung von dem 1. und 3. zu schützen.

Nach der ausführlicheren besprechung mehrerer widersprüche in *L.*'s texte wird es genügen, auf andere nur kurz aufmerksam zu machen.

III. lied: str. 269, gründe der verwerfung nicht stichhaltig; die fortsetzung einer str. durch einen hinüber führenden abhängigen satz ist kein giltiges kriterium; die wiederholung von „fröude“ findet sich in *C* nicht.

str. 291, liest *C* „ir“, wodurch die unebenheit fällt.

zu str. 311 vergl. *Holtzmann*; kampf etc. p. 34.

zu str. 323 vergl. str. 14, 45, 71.

Ueber den zusammenhang dieses liedes mit dem II. vergl. *Müllenhoff* p. 34, wo gesagt wird, dass es sich zum 2. verhalte, wie dies zum 1. Zu beachten ist die *petitio principii*, die auch sonst noch wieder-

kehrt, dass bloss 5 burgundische helden hier genannt werden sollen.

IV. lied: str. 330 wird verworfen, weil „Sîfride“ bloss hier und in der ebenfalls neuen str. 378 in der cæsur stehe. Der grund ist nichtig; denn dieselbe cæsur findet sich in den echten str. 288, 498, 510, 598, 1060.

str. 336 und 337 sollen bloss 3 hebungen im letzten halbverse haben; C weist die geforderte 4. auf über str. 342 — 353 vergl. *Zarncke*: zur Nibelungenfr. p. 24.

str. 366 verlangt in 367 eine antwort auf Gunthers frage, wer schiffmeister sein solle. Der grund bei L. ist unzulänglich, weil die hindeutung auf Siegfrieds frühere bekanntschaft mit Brunhilde nicht wegfällt, wenn dieser auch nur durch die that beweist, dass er den weg kenne. Warum wird nicht str. 369 getilgt, die es schon wegen ebene: ebene verdiente?

str. 375; darüber vergl. *Holtzmann*: kampf etc. p. 33.

str. 451 streitet keineswegs mit 442, 2; denn dort steht keine sylbe, dass Siegfried die tarnkappe schon zu schiffe getragen habe.

V. lied. Dass es fortsetzung des IV. sei, weist *Müllenhoff* p. 42 nach.

str. 576 und 86 werden gestrichen, weil Brunhilde ihren gemahl ihrzt. —

str. 590 — 91; hier befindet sich, wie L. selbst gesteht, die kritik auf der äussersten grenze, d. h. sie hat keine triftigen gründe, gute str. zu verwerfen.

str. 605 — 8 fallen aus haltlosen vergleichungen mit str. 615 und 623.

über str. 618 vergl. zu str. 576.

zu str. 630 — 37 bemerkt L.: „diesem gesetzte wird

so leicht niemand anmerken, dass es unecht ist! — warum bleibt es also nicht stehn? — Die beigebrachten bemerkungen über mattigkeit etc. sind rein willkürlich.

VI. lied: str. 676 fordern die worte: „daz tuon ich“ sprach der fürste mit recht die in str. 675 vorausgehende rede der Brunhilde; denn 674 hat Gunther eben erst gesprochen; es könnte also unmöglich jetzt schon wieder heissen: „sprach der fürste.“

VII. lied: str. 808, 1 weist auf 807 unbedingt zurück; freilich hat letztere den innern reim und deshalb findet *L.* für gut, in 806, 4 zu ändern, um sie tilgen zu können.

str. 827 und 828 werden beibehalten, obschon die construction aus einer in die andere hinüberläuft.

Was *Müllenhoff* p. 47 über dieses lied sagt, ist in seiner art einzig! — Es scheint mir, als habe er die grössten widersprüche sich gerade für die unglückszahl sieben aufgespart. „Ich halte das lied für vollständig und unverstümmelt; dafür spricht schon die vollkommene theilbarkeit durch sieben.“ — Wunderlich; ist das 5. lied mit seinen 42 str. und jedes andere mit 56, 77 etc. wol unvollkommener theilbar als das 6. lied mit seinen 49 str.? Ja freilich, $49 = 7 \times 7$ und in dieser doppelten siebenzahl liegt die grössere vollkommenheit! — —

Sonst sind *L.*'s anhänger geneigt, die lieder ihrer verschiedenen merkmale wegen verschiedenen verfassern zuzuschreiben; hier begegnet uns die willkommene ausnahme, „dass man das 7. lied der verschiedenheit der merkmale ungeachtet wol dem verfass^{er} des 5. zutheilen darf!“ — Uebrigens gibt *M.* auch zu, dass es das 6. voraussetze und dass also letzteres dem verfass^{er} des 5. und 7. gewiss bekannt war. Vom

verfasser des 9. und 10. liedes aber soll es nicht gekannt sein; denn „die interpolationen, auch des achten, nicht aber die echten lieder selbst wissen davon, dass Kriemhild Siegfrieds leben durch ihre vertraulichkeit in Hagens hand gelegt.“ Um gottes willen, hat denn herr *M.* nicht die vollkommenen echten str. 845 und 847 mit 922, 2 verglichen? Das 8. lied hat nach p. 50 einen andern verfasser als das 7. nun herrscht aber in den angezogenen str. des 7. und 8. liedes die genaueste übereinstimmung; die str. sind ferner von *L.* als echt bezeichnet, folglich musste wenigstens der dichter des 8. das 7. kennen. Behüte, sagt *M.*, „er stellte sich hier die sache nur ungefähr so vor, wie das 7. sie erzählt, dass Hagen vor der jagd der Kriemhilde das geheimniss der verwundbarkeit Siegfrieds entlockt und sie veranlasst habe, die verhängnissvolle stelle auf seinem gewande zu bezeichnen.“ Ist *M.* hier nicht köstlich? —

VIII. lied: die schönen str. 860 — 871 wird aus ästhetischen gründen niemand gern vermissen; *L.* tilgte sie alle wegen des widerspruchs zwischen 860 und 871; indess hat, um 871 erklärbar zu machen, nur 860 zu fallen.

str. 911 und 912 werden weggeschafft, weil sie ohne zweck den gang der erzählung aufhalten und weil sie wie die vorhergehende mit allgemeinen reflexionen schliessen. Trotzdem können beide str. echt sein; ein sicheres kennzeichen der interpolation fehlt.

str. 930, 4 bezieht *L.* auf Siegfried und Kriemhilde und verwirft desshalb 931, weil der sinn durch 930 geändert werde; nach 929, 3 und 4 erwarten wir, dass der auf den tod verwundete Siegfried Hagen und dessen freunden, die seinen untergang beschlossen, fluchen werde; unter ihren freunden sind also nicht

S. und K. zu verstehn; dem gemäss geben beide str. nur im zusammenhange guten sinn.

IX. lied: str. 949 „wird durch den zu allgemeinen schluss verdächtig“ — hundert andere jedoch nicht; „vielleicht ist sie mitsamt der folgenden str. ausschmückung.“ Keineswegs; denn sobald Kriemhilde ihren gemahl erkennt und die wunde sieht, muss der verdacht aufsteigen, dass Hagen der mörder gewesen sei; die str. ist psychologisch richtig und folglich beizubehalten.

str. 957 wird aus dem haltlosen grunde verworfen, weil „ich wæn sîn herze im seite, daz im was geschehen“ (gewiss nur von der ahnung und nicht von der gewissheit des unglücks zu verstehn) widerstreiten soll 960, 1: lât daz schimpfen sîn. —

X. lied: str. 1014 wird wegen der schwachen interpunction beseitigt, die einfach in eine stärkere zu verwandeln ist (punkt nach 1013); „ir sult ouch“ in 1015 weist auf 1014, 3 und 4 zurück. Die lücke zwischen 1046 und 1055 hat selbst L. erkannt; lässt man beide str. auf einander folgen, so springt sie grell in die augen.

Zu str. 1057 heisst es: „Dass gerade Gernot und Giselher den schatz holen, ist eben nicht nöthig; auch werden Kriemhilde brüder 1061, 1. 2 nicht wieder genannt, in der ebenfalls verwerflichen str. 1064 aber Gernot allein.“ Gernot wird wenigstens 1072 und Giselher sehr oft im liede genannt und wenn die str. eben nicht nöthig ist, so ist sie desshalb noch nicht unecht.

XVIII. lied: recht klar tritt die lücke zwischen 1891 und 1894 vor die augen, in der die partikel sô zweifellos auf 1892 und 93 zurückgeht.

Mit diesem falle will ich den speciellen nachweis

der *L.*'schen widersprüche schliessen; erkennt man diese, denen leichtlich noch eine gute zahl anderer hätte zugefügt werden können, als solche an, so steht das eine unumstösslich fest: die *Lachmann*'sche ausgabe der Nibelunge ist ungenügend.“

Schon früher wurde gezeigt, dass unser sogenanntes I. lied kein volkslied sei; ebenso wird kein mensch das III. dafür anerkennen, schon desshalb nicht, weil es, was *L.* ganz richtig von ihm hervorhob, wenig oder gar keinen sagenmässigen gehalt hat.

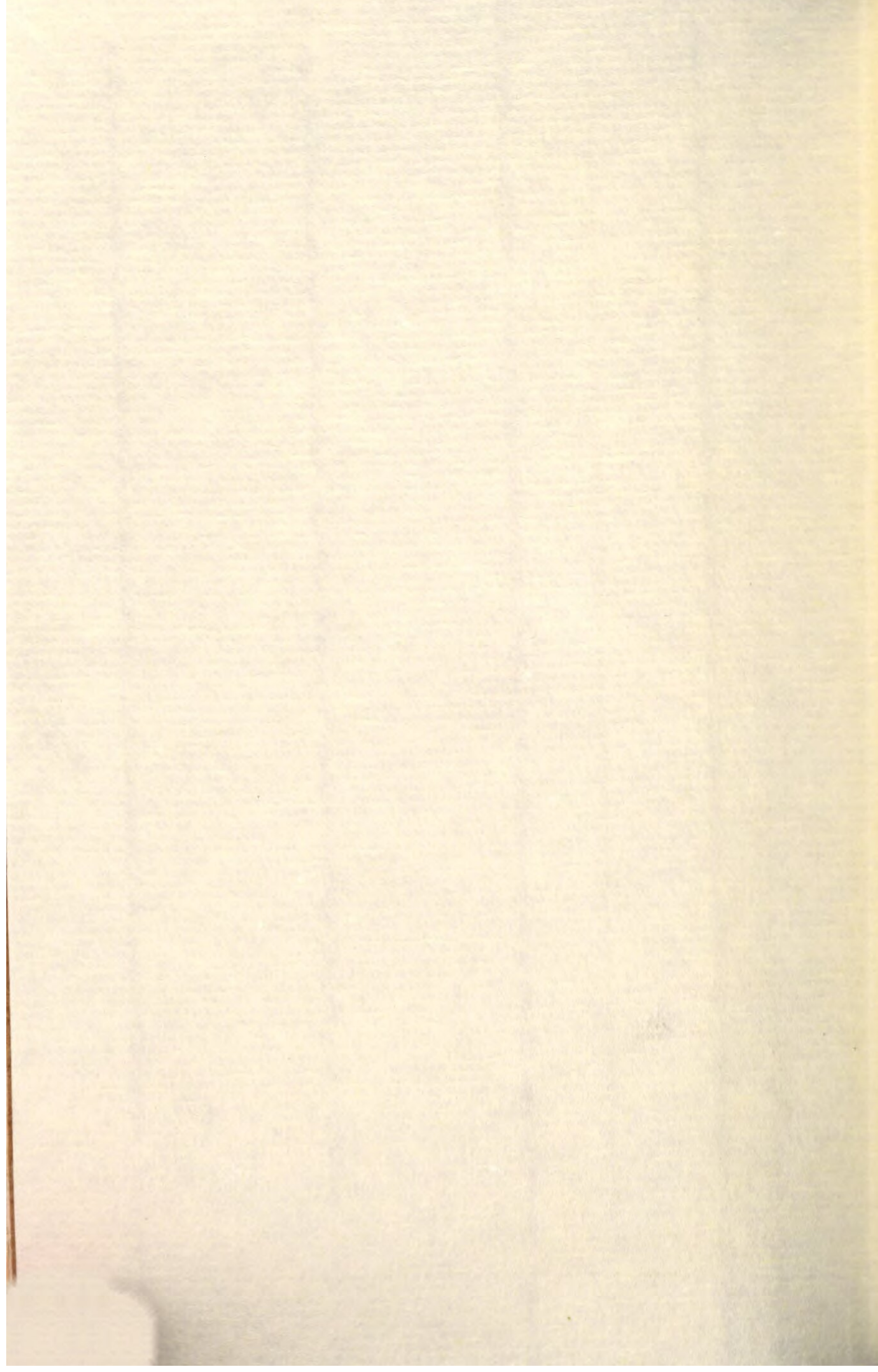
Das IV. lied benöthigte eine fortsetzung, was bei einem in sich abgerundeten volksliede nie vorkommen kann; VI ist wie XX für ein volkslied viel zu lang und insbesondere letzteres ein kleines epos für sich allein.

Die *Lachmann*'schen kriterien haben also nur zu sehr zweifelhaften resultaten geführt und müssen erst näher untersucht werden, so weit dies noch nicht geschehn; über das von der wiederholung gewisser formeln hergenommene werde ich nächstens einiges zur sprache bringen.

Berichtigung:

P. 2 z. 19 Walther's für Walther; p. 5 z. 20 von st. vom; p. 20 z. 14 sammler st. überarbeiter; p. 22 z. 31 wahrheit st. Wahrheit; p. 35 z. 4 den st. dem; p. 40 z. 24 tautologie st. kantologie; p. 54 z. 8 uoten st. noten.

Aus J. B. Wallishausser's k. k. Hoftheater-Druckerei.



9101

R. Buchner

Buchbinderei

84098 Hohen

Herrmann, Josef Gottfried

Widersprüche in Lachmann's Kritik der Nibelunge

Wien 1855

P.o.germ. 615 p

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110978-2